DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

*VI. FOLGE * HEFT 9*

Carl Dallago:

Augustinus, Pascal

und

Kierkegaard

* *APRIL 1921* *

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Los aller Politik und steht ratlos vor den Verheerungen der Zeit; so bleibt ihr nichts übrig, als wiederum ihr Glück bei den Menschen mit dem Hinweis auf die Ewigkeit zu versuchen. Doch ihr noch zu glauben, die ihre Macht heute auf die Presse stützt, macht nicht mehr selig.

Je mehr man sich dem ursprünglich Christlichen nähert, umso weniger findet sich auch eine Kirche, umso weniger finden sich rein kirchliche Funktionen (wie Messe, Hochamt, Spendung der Sakramente), die erst aufkamen, als man sich von der existenziellen Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher und damit auch vom vorbildlichen Leben Jesu entfernte. Darum gilt auch: je mehr die Kirche als solche in den Vordergrund tritt, desto weniger ist das Tun der offiziellen Vertreter der Kirche mit dem Wort, das sie verkünden, in Einklang zu bringen. Und wenn auch ursprünglich gesagt ist: „Was sie euch sagen, das haltet und tut; nach ihren Werken aber sollt ihr nicht tun", so muß man sich heute doch fragen: ob, was die offiziellen Vertreter der Kirche sagen, nicht auch zu den Werken gehört, die man nicht tun soll, insoferne ihr Sagen darauf ausgeht, die Kirche als solche zu festigen, die Weltbildung ist, und das überlieferte Wort so zu verkünden, daß es dem weltlichen Bestand der Kirche förderlich und damit aber der Absicht der ursprünglichen Lehre Christi völlig entgegen ist. Und wenn man, wie ich, diese Frage in unserer Zeit bejahen muß, stellt sich einem die Erkenntnis ein, daß die offiziellen Vertreter der Kirche selbst es sind, die durch ihren politischen Uebereifer, dem sie die Wortverkündigung untertan gemacht haben, die Kirche in geistiger und religiöser Hinsicht und somit auch als Kirche Christi nachgerade erledigt haben. Als Weltbildung mag sich die Kirche freilich in der Welt behaupten können und sogar ihren dauernden Bestand haben mit dem Bestehen dieser Welt. Aber eben darum ist und bleibt es im Grunde völlig ungeistig und unreligiös, und damit unchristlich, die Kirche und ihre Errungenschaften als untrennlich vom Christlichen anzusehen. Alles, was die Evangelien vom Menschen verlangen, um in ihm das wahre Leben wachzurufen, kann der Mensch erlangen ohne die Kirche, von deren Vertretern heute mehr als je gilt, was Christus an den

jüdischen Priestern wahrgenommen hat und also rügte: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist ferne von mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind."

Der Frühling ist schwer geworden. Schon sproßt das Laub in Fülle, und versonnt ragen die Berge in der Runde. Darüber der lichtblaue Himmel. Welche Allmacht des Schöpfers offenbart sich doch in solch einem Frühlingstag! Ich möchte alle, die mir nahe stehen, in diese Schöpfungswunder hineinstellen und sie dann sich selbst überlassen. Denn man gewinnt sich selber am besten, wenn man sich selbst überlassen ist. Und je mehr man sich selber gewonnen hat, umso mehr kann man abgeben; und je mehr man abgibt, umso mehr kann man aufnehmen. Auf ein solches Aufnehmen bin auch ich immer wieder angewiesen in meiner Auseinandersetzung mit dem Christentum.

Ich vergesse hier nicht: Das Christentum ist die Religion meiner Väter, der ich im Grunde treu bleiben will; aber auch nur im Grunde. Es bedeutet, daß ich treu bleiben will dem Geistigen und Religiösen von jeher, das jeder Religion zugrunde liegt.

Vor der Tür dieser Religion meiner Väter habe ich nun aufgeräumt, so gut ichs vermochte. Der Platz, auf den die Kirche dabei zu stehen kam, entspricht ihrer Wirksamkeit in dieser Welt. Warum hat sich ihr Weltsinn als Wächter vor die Religion postiert und verwehrt dieser die Rückkehr zum Geistigen und Religiösen von jeher, dem jede Religion ihr eigentliches Leben verdankt? Warum hat diese Kirche so viel Verlebtes und Verwestes, so viel Weltliches, um dieses Lebenselement einer jeden Religion gelegt? Warum hat sie aus dem Geistigen und Religiösen von jeher, das Christus erfüllend lebte und lehrte, eine neue Religion, eine Weltreligion gemacht und sich zugleich zur Stellvertreterin Christi auf Erden aufgeworfen? Das verträgt sich nicht, denn Christus hat sich ausdrücklich dagegen verwahrt, etwas Neues einführen zu wollen; er sagt: „Wähnt nicht, daß ich kommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen; ich bin nicht kommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Das Gesetz und die Propheten kennen aber keine Kirche, vielmehr: wo das Ge-

setz und die Propheten erfüllend gelebt werden, muß jede Kirche außer Kraft gesetzt sein. Das zeigt sich auch im Leben Jesu, der sich deshalb die Todfeindschaft der jüdischen Priesterschaft zuzog. Das bekundet aber auch Stephanus, der für seine wahre Nachfolge Christi als Erster den Tod erlitt. Vor den hohen Rat geführt, sagte er: „...der Allerhöchste wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, wie der Prophet spricht: ‚Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meiner Füße Schemel; was wollt ihr dann mir für ein Haus bauen? spricht der Herr; oder welches ist die Stätte meiner Ruhe? Hat nicht meine Hand das alles gemacht?' Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter, also auch ihr". Daraufhin steinigten sie ihn. —

Das völlig Unvereinbare, Sichwidersprechende, scheint überhaupt charakteristisch für die Haltung der Kirche zu sein. Denn gesagt ist auch: „Man kann nicht Gott dienen und zugleich dem Mammon." Die Kirche aber bringt es fertig, beiden zugleich zu dienen. Wer aber, geistig gesehen, dabei zu kurz kommen muß, ist, wer auf solche Weise Gott dient. Denn dem Wort als dem geistigen Gestalter der Wirklichkeit, als der einzigen geistigen Realität, muß zuletzt, das ist: zutiefst, alle Wirklichkeit untertan sein. Wer daher Gott und zugleich dem Mammon dient, kann in Wirklichkeit nur einem Trugbild Gottes dienen. Darum kann ich sagen, daß ich, durch meine gründliche Abkehr von der Kirche, der Religion der Väter im Grunde nicht untreu geworden bin. Es wäre: der Religion, der das Christliche Christi mit Recht den Namen und den Gehalt gibt, die somit auch keine bloße Religion mehr, sondern der Ausdruck des Geistigen und Religiösen von jeher ist, soweit durch das aufgefangene Wort überhaupt die Möglichkeit besteht, dieses Geistige und Religiöse von jeher zu erfassen.

Indem ich aber das wahre Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse ansehe, nimmt das Christentum als religiöser Begriff eine neue Färbung an, durch die nicht nur die Kirche als ein Nichtiges an ihm erscheint, sondern selbst sein Grundgedanke von der Menschwerdung Gottes ein völlig Nebensäch-

liches wird. Denn das Geistige und Religiöse von jeher kann letzten Endes nur die Aufgabe haben, das Tun des Menschen so zu gestalten, daß es Gott wohlgefällig wird. Wo dies auf Erden erreicht ist, kann der Mensch wohl auch ruhig allem begegnen, was seiner harrt, wenn er von der Erde fortgenommen wird. Wenn nun Gott erst Mensch werden muß, um das Beispiel einer solchen erfüllenden Wohlgeratenheit zu geben, ist damit etwas vorausgesetzt, das den Menschen eher von der erfüllenden Nachfolge ausschließt als dazu aufmuntert, da ja das Beispiel von einem gegeben wäre, der der allmächtige Gott ist, für den eine Menschwerdung nach dem Wohlgefallen Gottes ungleich leichter sein müßte, als sie für den von den Menschen gezeugten Menschen ist. Es ist auch erstaunlich, wie gerade dieser Glaubenssatz von der Menschwerdung Gottes, der eine allergrößte Anforderung an die Glaubensfähigkeit des Menschen stellt, von den Nur-Kirchenchristen, das heißt: von den übervielen glaubenstoten Christen, deren verhängnisvolles Wirken die „christliche" Welt des Weltkrieges gestalten half, als selbstverständlich hingenommen wurde und noch immer wird: eine auffällige Erscheinung, die mich in der Annahme bestärkt, daß die Aufstellung dieses Glaubenssatzes ein spekulativer Akt der Kirche war, der ihr gestattete, sich als Stellvertreterin Christi auch zur Stellvertreterin Gottes aufzuwerfen, womit sie zugleich das Heft für das Jenseits in die Hand bekam. Das muß man sich immer wieder vor Augen halten und fragen: Wie ist es mit der Menschwerdung Gottes? Stellen die Evangelien dieseGlaubensforderung? Nochmals behaupte ich: N e i n. Jedenfalls nie in dem Sinne, daß sie Jesus mit Gott identifizieren. Im Gegenteil, es gibt Aussprüche Christi, in denen er jede Gleichstellung seiner Person mit Gott entschieden von sich weist. Ja, selbst die Empfängnis Mariä wird von Markus, dem wahrscheinlich ersten, wie von Johannes, dem letzten der Evangelisten (der zeitlichen Entstehung der Evangelien nach) völlig übergangen. Und Mathäus und Lukas berichten darüber von einander abweichend. Immer aber gilt für Jesu Herkunft der Stammbaum Davids, dem Joseph, der Mann Mariä, als vorletztes Glied angehört.

Mir, der ich die Kirche völlig aufgebe, vielleicht um mir die Evangelien umso reiner zu erhalten, bleiben diese immer die

bedingte Festhaltung des von jeher Geistigen und Religiösen; bedingt in der Festhaltung durch die bedingte Fähigkeit zur Aufnahme von Seite jener, die dieses Geistige und Religiöse als die frohe Botschaft vom Messias Jesu Christo zuerst niederschrieben. Das Bedingte nach dieser Richtung im Wortlaut der Evangelien nicht außeracht lassend, nehme ich selbst die geschilderte Empfängnis Mariä gläubig als geistige Empfängnis hin, die alle leibliche Empfängnis überstrahlt, weil sie eine geistige Unterwerfung im jungfräulichen Weibe voraussetzt, die dem Weibsein ungleich mehr Erfüllung bringt und es ungleich mehr benedeit als alle leibliche Unterwerfung.

Also: diesem Evangelium gegenüber bleibe ich der andächtige Hörer; als solcher fühle ich mich berechtigt, wo immer ich vom Christentum sprechen höre, die geistige und religiöse Beschaffenheit des Gehörten an der Aussage der Evangelien nachzuprüfen. Wohl wiederum kein Zufall zeigt mir im „Brenner" (neben meinen Auslassungen und vielfach im Gegensatz dazu) ein auffällig sachliches, fast wissenschaftliches Eintreten für das Christentum. Umsomehr überraschte mich in dieser sachlichen Auseinandersetzung die apodiktisch gestellte Glaubensforderung, die Ferdinand Ebner dem Geist des Christentums mit den Worten zuschreibt: „Der Geist des Christentums fordert vom Menschen den Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu und es wird keiner ein Christ ohne die innere Erfüllung dieser Forderung." Daß man auch mit der Erfüllung dieser Forderung, mit dem innerlich festsitzenden Glauben an die Menschwerdung Gottes, noch lange kein Christ ist, glaube ich bereits dargetan zu haben. Hier aber zitiere ich diesen Schriftsteller, weil, was er sagt und wie er es sagt, mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Glaube an die Menschwerdung Gottes dem Urchristlichen nicht zugrunde liegt, und daß darum für dieses Christliche, als das Geistige und Religiöse von jeher, ein solcher Glaube nie das Maßgebende sein kann. Denn auch der Messiasbegriff, wie er aus dem alten Testament hervorgeht, ist nicht an den Glauben an die Menschwerdung Gottes gebunden. Wohl aber scheint ein Schriftsteller, der diesen Glauben als das Maßgebende für das wahre Christentum hinstellt, weiterer Stützen für seine Behauptung zu bedürfen. So versteigt sich Ebner

in seiner Abhandlung „Das Kreuz und die Glaubensforderung" zur völlig unrichtigen Behauptung: „Zu diesem Wort (dem Worte Jesu) aber gehört es auch, daß Jesus sich für den Sohn Gottes ausgibt, mit Gott sich identifiziert." Was die Evangelien aussagen, glaube ich, oder strebe wenigstens danach, es zu glauben. Aber mir einen Glauben einreden zu lassen, der ihren Aussagen entgegen ist, dazu fehlen mir Fähigkeit und Wille.

Der Abstand zwischen dem Weltmenschen und Jesu wird dadurch, daß man den Glauben an die Menschwerdung Gottes im Leben Jesu aufgibt, vielleicht nicht geringer. Denn daß die Weltmenschen, die heute schon zu Menschen des Weltkrieges geworden sind, nicht die Menschen nach Gottes Wohlgefallen sind, greift nachgerade schon ein Blinder. Der bessere Betrachter aber wird auch die Distanz zu wahren wissen, die zwischen ihm und Jesu — auch nur als dem Vollendeten, als dem von Gott Erkorenen oder Gesandten, als dem Menschen nach Gottes Wohlgefallen — liegt; und er wird diese nie schwindende Distanz umso besser zu wahren wissen, je betrachtungsfähiger, je geistiger und religiöser er ist. Denn Jesus als der Reine Mensch oder der Vollendete, dieses geistige Ereignis im Verlauf der Schöpfung, dieses In-die-Welt-treten eines Menschen, dem Gott erfüllend eingeboren ist — dieses Aufleben des Anfangs, als der Mensch noch bei Gott und Gott noch das Wort war, das der Mensch lebte, läßt ja in Gott selber die Freude laut werden über dieses sein persönlichstes Werk und ihn sein Wohlgefallen ausdrücken.

Der Reine Mensch erweist sich mithin als das Gewordene, das immer war und ist und sein wird, insofern dieses Gewordene der erfüllende Ausdruck des Willens Gottes als des immerwährenden Schöpfers ist, insoferne es das Wort ist, das im Anfang war. Von diesem Reinen Menschen, wo immer er existenziell auftritt, kann der Mitmensch, der ihn zu erfassen sich bemüht, der Nachwelt wohl berichten: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt." Und dieser Reine Mensch, das fleischgewordene Wort, kann, wenn er wie Jesus dem Volke angehört, das Abraham als seinen Stammvater kennt, von sich wohl sagen: „Ehe denn Abraham war, war ich." Und dieser Reine Mensch kann wohl, ohne

zu staunen — weil er, den Willen des Schöpfers lebend, solches Erleben in sich begreift — die ganze Natur als sich untertan erleben, wie es ja Gott, der Schöpfer, im Anfang dem Menschen bestimmt hatte, als der Mensch noch, wie alles in der Schöpfung, sehr gut war.

Daß bei solchen Vorstellungen, insoferne sie in einem wahrhaft lebendig sind und das Innere besetzt halten, für eine Kirche kein Raum mehr übrig bleibt, läßt sich leicht einsehen. Es ist auch nicht mehr die Kirche, sondern das ganze Christentum, das uns von der Kirche als Kirche ausgegeben wird, dem meine Abhandlung entgegentritt. Denn meinem geistigen Erfassen, meinem ganzen religiösen Empfinden nach, kann das wahre Christliche nur das Geistige und Religiöse von jeher sein, m u ß e s s e i n, wenn es nicht weniger sein will, und es ist unsäglich viel weniger geworden dadurch, daß es Kirche geworden ist. Denn die Kirche ist Welt — mag sie es tausendmal leugnen! Sie organisiert, systematisiert, rationalisiert, sozialisiert, nationalisiert, zivilisiert, zähmt, züchtet, veroberflächlicht, veräußerlicht, — v e r k i r c h l i c h t. Alles das bedeutet immer ein Neuordnen, das den Menschen von dem von jeher Ordnenden abzieht; das somit immer auch g e g e n Gott als den Geist und Schöpfer gerichtet ist, wenn es sich gegen etwas richtet, das Gott gehört und ihm zu geben ist, und nicht der Welt. Und ich setze hier voraus, daß der Mensch Gott als dem Geist und Schöpfer mehr gehört und ihm zu geben ist als dieser dümmsten und ruchlosesten der Welten, die vor Fortschrittsrausch und Hochmut die Gotteswelt um sich, in der sie doch eigentlich nur geduldet ist, nicht mehr wahrnimmt. Kein Wunder, daß sie in solcher Verfassung auch das von jeher Ordnende, das unentwegt seinen Gang geht, nicht mehr wahrnimmt. Darum wiederhole ich: Allem Ansatz und Einsatz zum Neuordnen des Geistigen und Religiösen, allen kirchenchristlichen, das heißt hier: allen kirchenweltlichen Bestrebungen gegenüber bedeutet das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse immer d a s W i l d e; etwas, das den Menschen allen äußeren Züchtungs- und Zähmungs- und Fortschrittsbestrebungen völlig unzugänglich macht und ihn einzig der Macht des von jeher Ordnenden untertan sein läßt.

(Hier muß ich wiederum des Ausspruchs Nietzsches gedenken: „Mein Schlußsatz ist, daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Wert darstellt als der wünschbare irgendeines bisherigen Ideals." Von jeher hatte ich Wohlgefallen an diesem Satz. Heute erscheint er mir als ein wahrhaft geistiger und religiöser Ausspruch; insofern ich die wahre Wirklichkeit, die geistige Realität, die einzig im Wort liegt, auch nur völlig im Menschen finde, der dieses Wort, das im Anfang war, lebt; sodaß ich sagen kann, daß ein Mensch umso wirklicher wird, je mehr er dem Wort lebt. Es läßt mich den wirklichen Menschen als den ursprünglichen Menschen ansehen, als den Menschen des Anfangs, da die Vollendung war und „Gott sah, daß alles sehr gut war". Wenn Nietzsche auch nicht so gedacht hat, so liegt seine Vorstellung vom wirklichen Menschen doch in dieser Richtung. Das läßt sich folgern aus seiner entschiedenen Ablehnung jeder Evolutionslehre. Und daß er diese verächtlich fand, wo sie sich über den Menschen hermachen will, zeugt für ihn als einen im Grunde wahrhaft religiösen Denker. Es ist auch eine durchaus religiöse Bewegung, von der sein Gesamtwerk ausgelöst wurde, eine Bewegung, die sich freilich gegen ihn kehren mußte, als er nicht mehr zu unterscheiden vermochte (und vielleicht auch nicht mehr unterscheiden wollte, aus Widerwillen gegen das, was sich seiner Wahrnehmung aufgedrängt hatte) zwischen dem Christlichen Christi, als dem Geistigen und Religiösen von jeher, und dem Christentum, das durch die Kirche auf uns überkommen ist und das sich ihm in seiner Gesamternte als unsere „christliche Welt" präsentierte. So bekämpfte er zuletzt mit dem Christlichen auch das Geistige und Religiöse von jeher, für dessen Verteidigung gerade seine leidenschaftliche Wahrhaftigkeit ursprünglich wie geschaffen schien. Er erweiterte dabei seinen Angriffs- und Wirkungshorizont auf Kosten seiner Wurzelung; so mußte er zusammenbrechen.)

Das Aufgehen in das von jeher Ordnende, das sich gleichsam als die existenzielle Betätigung des Geistigen und Religiösen im Menschen kundtut und anders (vielleicht christlich vernehmbarer) ausgedrückt soviel besagt wie: den Willen Gottes, des Schöpfers, sich existenziell zum Gesetz machen; diese Art

der Unterwerfung lehrt und verkündet als das Heil für den Menschen auch der Taoteking (meines Erachtens das tiefste religiöse Werk des fernen Ostens) mit seinem Anschluß an das Gesetz, der uns als die existenzielle Betätigung des Vollendeten, das ist: des Reinen Menschen, vor Augen geführt wird. Für mich spricht sich darin das Wesentliche seines Inhaltes aus, soweit ich dieses Inhalts aus den mir zugänglich gewordenen Uebertragungen habhaft zu werden vermochte. Was nun in meinen Abhandlungen bereits andeutungsweise enthalten ist, hier aber entscheidend angebracht sein will, ist: daß mir der Hauptsache nach der Inhalt des Taoteking auch als die Hauptsache des Inhalts der Evangelien erscheint, und zwar: daß, wer den Anschluß an das Gesetz existenziell erlangt, der Hauptsache nach auch zu einem Leben im wahren Sinn der Evangelien gelangt sein muß; und daß, wer in Wahrheit ein evangelisches Leben führt, der Hauptsache nach auch den Anschluß an das Gesetz existenziell erlangt haben muß. Denn hier wie dort, im Taoteking wie in den Evangelien, ist versucht, den Widerschein des von jeher Geistigen und Religiösen festzuhalten, das vom jeweiligen Vorbild — als welches im Taoteking der Vollendete, das ist: der Reine Mensch der Vorzeit, in den Evangelien aber Jesus Christus erscheint — erfüllend gelebt wurde. Wenn die Art der Rückstrahlung desselben Geistigen und Religiösen in den beiden Offenbarungen eine grundverschiedene ist, so sehe ich das, abgesehen davon, daß es sich dort um ein fern- und hier um ein nahegerücktes Vorbild handelt, durch den Boden oder das Milieu bedingt, aus dem das erfüllende Vorbild hervorging. So verändert beispielsweise dieselbe Pflanze in verschiedenem Boden ihr Aussehen. Zur Erklärung des verschiedenen Aussehens zweier Offenbarungen wie des Taoteking und der Evangelien, denen meines Erachtens dasselbe zugrundeliegt, setze ich nun den Satz, der, da er sich auf Geistiges bezieht, auch geistig aufgefaßt sein will: das Milieu beeinflußt bis zur Veränderung die Erscheinungen desselben Lebens.

Zu solcher Erkenntnis drängt mich der Glaube, daß das Geistige und Religiöse in seiner höchsten Beschaffenheit dem Menschen zu Anfang, als die Vollendung war, zu eigen gewesen

sein, also von jeher im Menschen gelegen sein muß, daß demnach das wahre Christliche im besten Fall nur dieses Geistige und Religiöse von jeher sein kann. (Ein anderes anzunehmen, käme ja einer Korrektur an Gottes Werk, dem Menschen, gleich.) Dafür spricht auch die Erfahrung mit eben jenem Christentum, das als ein völlig Neues, Nie-dagewesenes, nur durch die Kirche auf uns überkommen ist, die für diese Niedagewesenheit auch der Menschwerdung Gottes bedurfte: eines Glaubenssatzes von fragwürdigster Rückwirkung auf die existenzielle Beschaffenheit der Menschen, wie wiederum die Erfahrung lehrt, die uns als das Ergebnis aus dem Christentum der Kirche diese „christliche" Welt vor Augen stellt, die auch als die Welt des Weltkrieges für diese Kirche noch immer die „christliche" Welt ist und bleibt, weil in ihr ja das Christentum, das heißt: die Kirche als Christentum staatlich sanktioniert ist. Wer aber müßte sich nicht ernstlich fragen: ob Gott denn Mensch geworden sei, um diese „christliche Welt" erstehen zu lassen, oder auch nur, um eine Institution zu schaffen, die diese „christliche" Welt erstehen ließ — eine Welt, die doch erst dadurch zustande kam, daß das Christentum Kirche geworden und als solche staatlich genehmigt worden ist. Das bedeutet aber: daß eine Macht, die sich einzig erweisen sollte als die Macht, deren Reich nicht von dieser Welt ist und daher auch dieser Welt einzig unabhängig gegenüberstehen sollte, zu einer Macht dieser Welt wurde. Das Christliche als das Geistige und Religiöse von jeher aber kann niemals zu einer Macht dieser Welt werden; denn wo es zu Macht gelangt, muß diese Welt an Macht verlieren. Gewinnt man aber im weltlichen Sinne Macht über etwas, trägt man diesem noch mehr Macht zu. Und so trug auch die Kirche als solche der Macht dieser Welt neue Macht zu.

Man kann auch g e g e n diese Kirche im Grunde nichts Belastenderes vorbringen, als was sie tatsächlich f ü r sich vorbringt: daß diese Welt i h r e, die „christliche" Welt ist. Denn diese Welt errang und verteidigt ihre Macht durch Gewaltmittel, deren sie umsomehr bedarf, je mehr sie an Macht zunimmt. Und überall, wo die Kirche sich der Welt zugesellt hat, ist diese zu Machtzuwachs gekommen; was Wunder, daß sie zur Sicherung ihres Machtbestandes auch umso mehr der Gewaltmittel bedurfte! In der Tat: Nirgends auf Erden seit dem Bestand der „christ-

lichen" Welt wurde soviel gerüstet und Krieg geführt und verurteilt wie in dieser „christlichen" Welt. Und der verkirchlichteste Staat ist immer auch der schlimmste Militärstaat. Das hat das Deutsche Reich an sich erfahren, dessen zur Plattheit forzierter Militarismus, in Verbindung mit einem völlig verkirchlichten Hof, unter dem zweiten Wilhelm die deutsche Volkskraft so schwer geschädigt hat. Und wer in Theodor Haeckers leidenschaftlicher Betrachtung „Versailles" von dem „Bordellmarschall der Rheinlande" gelesen hat, der sein Paradeschwert der Madonna von Lourdes zu Füßen gelegt hat, vom „goldgalonierten Banditen" Foch, den seine Madonnenverehrung nicht hindert, deutsche Städte durch schwarze Truppen besetzt zu halten in der ruchlosen, sogar von einem Engländer wahrgenommenen politischen Absicht, den Deutschen auch in geschlechtlicher Hinsicht eine Grube zu graben: der weiß sich von der segensreichen Wirkung des Kirchlichen auch in den Siegerstaaten genug.

So nehmen die Schandtaten in der „christlichen Welt" kein Ende. Daß es eine immerwährende Gesetzlichkeit gibt, eine Gesetzlichkeit Gottes gleichsam, die in dem unentwegten lebendigen Bestand des Wortes, das im Anfang und bei Gott war, sich äußert, darauf hat, wie keine sonst, gerade diese „christliche" Welt in ihrem Tun und Lassen völlig vergessen. Schon das ununterbrochene Verlautbaren von Gesetzen kennzeichnet die ganze „christliche" Welt als völlig ungeistig und unreligiös und somit auch als völlig unchristlich. Denn durch das Gesetzeschaffen von Seite der Menschen wird das Gesetz der Wahrnehmung der Menschen immer mehr entzogen. In den Evangelien ist das so ausgedrückt: „vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind." Der Taoteking berichtet diesbezüglich ausführlicher; er sagt: „Was Gesetz ist, bedarf nicht der Verlautbarung als Gesetz. Die Gesetze der Menschen bedürfen der Verlautbarung als Gesetze: Also sind sie nicht Gesetz." —

Das Gesetz, als die einzige geistige Realität, als das lebendige Wort, das im Anfang und bei Gott war, bleibt auch dem Taoteking nach das Höchste. Ein Abkommen vom Gesetz erfolgt diesem fernöstlichen Lehrbuch nach stufenweise und zwar so:

„Mangelt das Gesetz, ist die Liebe das Höchste.
Mangelt die Liebe, ist die Gerechtigkeit das Höchste.
Mangelt die Gerechtigkeit, ist die Sittlichkeit das Höchste.
Doch Sittlichkeit ist Schein, ist Trugbild der
Liebe und des Zerfalls Beginn".

So lehrt der Taoteking, die weise Schrift des „heidnischen" fernen Ostens. Und die weisesten dieser „heidnischen" Herrscher waren so tief geistig und religiös — und somit auch so christlich veranlagt, daß sie — wie berichtet wird — die höchste Erfüllung ihres Herrscheramtes darin erblickten, ohne Gesetze auskommen zu können. — Ich frage hier: Gibt es auch nur einen sich christlich nennenden Herrscher, dem man das nachrühmen könnte?! Schon in dieser höchsten Auffassung von Gesetz, schon in dieser entscheidenden Gegenüberstellung der Gesetze von Seite der Menschen dem alleinigen Gesetz von jeher liegt eine ungleich bessere Wegweisung für den Menschen in der Richtung des wahrhaft geistigen und religiösen Lebens als in aller Gesetzes- und Menschengebots-Verlautbarung der „christlichen" Welt, die sich in Sittlichkeitsforderungen — die eigentlich nichts als Belege für den geistigen und religiösen Zerfall sind — nicht genug tun kann und folgerichtig auch das Unsittlichste, den Weltkrieg, den völligen Zerfall alles Geistigen und Religiösen, als Endergebnis zu verzeichnen hat.

Bevor ich nun aber, meiner Darstellung entsprechend, das Jahr 1 als den Beginn einer neuen Botschaft, die den Menschen mit der Geburt eines Menschen wurde, streiche, da ich es nur als das Jahr ansehen kann, das uns den wahrnehmbar letzten Erfüller der Botschaft seit Anbeginn schenkte (weil sich eben dieselbe „frohe Botschaft" der Hauptsache nach schon in viel älteren Schriften als den Evangelien vorfindet und vorfinden muß als Botschaft über das Geistige und Religiöse von jeher) will ich mich noch mit bedeutendsten Anhängern des Christentums, mit Augustinus, Pascal und Kierkegaard, auseinander zu setzen versuchen, die insoferne mit dem Christentum, das uns von der Kirche verkündet wird, eins sind, als auch sie es — wenigstens seiner Bedeutung nach — als ein Neues nehmen, das erst mit dem Jahre 1 eingesetzt hat.

2.

Von Augustinus kenne ich allerdings nur die „Bekenntnisse". Sie zeigen die tiefe Redlichkeit des Geistes dessen, der sie geschrieben, und die Aufbietung seines ganzen Willens, zur Ruhe in Gott zu gelangen. Das ist höchst verehrungswürdig und gestattet nicht, an Augustins Heiligkeit zu rühren. Die Heiligsprechung freilich seitens einer Kirche, die sich als Weltbildung erwiesen hat, vermöchte mich von dieser Heiligkeit noch nicht zu überzeugen; bezeugt sie doch höchstens die außerordentliche Klugheit und das Geschick der Kirche, sich immer wieder auch seltenste Menschen als ihre Bekenner anzueignen. Uebrigens ist, was die Kirche an Augustinus am meisten schätzen mag: sein Beitragen zur Festigung der Kirche, sicher nicht sein geistig Zulänglichstes. Aber auch seine „Bekenntnisse" sind meines Erachtens weniger als Pascals „Gedanken" oder gar Kierkegaards „Augenblick" geeignet, in einem Menschen das geistige Leben zu erwecken und ihn der Lehre Christi zuzuführen. Und doch sind Pascal und Kierkegaard keine Heiligen, Kierkegaard noch viel weniger als Pascal. Dabei ist Kierkegaard von den dreien zweifellos der leidenschaftlichste Verfechter der Lehre Christi und hat gerade als solcher den abseitigsten Stand gegenüber seiner offiziellen Landeskirche. Er ist zeitlich der letzte der drei; mehr als zwei Jahrhunderte trennen ihn von Pascal, den mehr als zwölf Jahrhunderte von Augustinus trennen. Ich folgere daraus: Zur Zeit Augustins war die Kirche noch im Kirchewerden, also auch erst im Weltwerden begriffen; so konnte Augustinus noch nicht sehen, was die Kirche war, weil sie noch wurde und er gleichsam angelehnt stand an ihrem Werden, das die Lehre Christi äußerlich festhielt. Pascal hat schon die ganze offizielle Kirche vor sich und entscheidet sich in seiner Weise für das wahre Christliche. Diese Entscheidung bringt sofort mit sich, daß er gegen die damalige Hauptstütze der offiziellen Kirche, den Jesuitismus, heftig ankämpft. Kierkegaard, noch mehr das Unvereinbare der offiziellen Kirche mit der Lehre Christi erkennend, dabei noch leidenschaftlicher und tiefer religiös bewegt als Pascal und Augustinus, verwirft die ganze offizielle Landeskirche, nachdem er erkannt hat, daß auf ihrem

Boden das wahre Christentum schwieriger als auf dem des Heidentums zum Aufgehen zu bringen ist, eben weil durch diese offizielle Kirche bereits etwas als Christentum zur Geltung gebracht ist, das mit dem Christlichen Christi nichts mehr zu tun hat.

Je mehr nun ein Geistiges und Religiöses zur Kirche wird, umso mehr wird es offiziell; je mehr etwas offiziell ist, umso weniger kann es mit dem wahren Christlichen zu tun haben. Daher auch: je mehr einer dem wahren Christlichen sich zuwenden will, umso weniger kann er auf Seite der offiziellen Kirche stehen. Wo aber findet sich eine Kirche, die nicht offiziell ist? Für die Richtigkeit dieser Annahme kann ich das Verhalten der drei genannten großen religiösen Schriftsteller sprechen lassen. Mir obliegt nun das Weitere: einer Kirche, die nur offiziell bestehen kann und sich zugleich als die Vertreterin des Christlichen Christi und demnach als etwas ausgibt, was sie nicht ist, weil das Christliche Christi mit dem Offiziellen nicht vereinbar ist — auch zuzutrauen, daß sie uns dieses Christliche Christi entstellt überliefert hat; wenigstens, daß sie seinen Schwerpunkt verlegt, Nebensächliches zur Hauptsache gemacht, vielleicht auch manches hinzugetan und schließlich dieses Entstellte für das Richtige angesehen hat. Solche Entstellungen, die durch das Verhalten der Kirche, als eines Offiziellen, in die Kunde vom Reinen Menschen Jesu Christo gekommen sein mögen, könnten meines Erachtens auch entscheidende Abweichungen von der ursprünglichen Auffassung bedingt haben. Immerhin wäre das in Betracht zu ziehen, wo es sich darum handelt, ein Nichtübereinstimmendes der Evangelien, als eines Berichtes über erfüllende Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher durch Vorführung des Lebens und der Lehre des Reinen Menschen Jesu Christi, mit dem Taoteking festzustellen, der ebenfalls ein Bericht über erfüllende Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher durch Vorführung des Reinen Menschen der Vorzeit als des Vollendeten ist. Mit solchen Gedankengängen rücke ich den drei genannten religiösen Schriftstellern freilich ferne. Dennoch will ich Bestandfähigkeit und Tragweite dessen, was ich vorgebracht habe, an den Aeußerungen dieser Schriftsteller prüfen.

Ich denke noch der mächtigen Bewegung in mir, als ich mit den „Reden und Gleichnissen des Tschuang-Tse" die erste Kunde vom Reinen Menschen der Vorzeit erhielt. War ich doch genug mit unserer ganzen „christlichen" Welt vertraut, um zu erkennen, daß sie genau so, wenn nicht schlechter ist, als zur Zeit Augustins die heidnische war. Der Ausspeisung mit Christentum von Seite einer offiziellen Kirche, die eine solche „christliche" Welt aufkommen ließ, war ich übersatt geworden. Was ich aber von dem Reinen Menschen der Vorzeit hörte, war rein, groß und tief. Aehnlich mag auf Augustinus, der dieselbe Welt von heute als „heidnische" vor sich hatte, das Christliche gewirkt haben. Es spräche bereits für meine Auffassung, die durch die Bekenntnisse Augustins noch mehr gestützt wird. Auffällig an diesen ist zunächst, daß sie mit Aussprüchen aus dem Alten und Neuen Testament wie durchwoben sind. Dabei ist weiters bemerkenswert, daß die Zitate aus dem Alten Testament sich gleichsam monumentaler und so, als stünden sie dem Unbedingten näher, ausnehmen, als jene des Neuen, insoweit diese nicht Aussprüche Christi sind. Besonders weisen die Stellen aus den Briefen des Paulus ein merkwürdig Bedingtes auf, gegenüber den Sprüchen aus Psalmen und der großen Propheten des Alten Bundes mit Gott. Das Geistige und Religiöse von jeher aber hält sich ausnahmslos an das Unbedingte. Zweifellos bedingt erscheint zum Beispiel der Satz des Paulus: „Wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehört, wie er dem Weibe gefalle", ja selbst dieser: „Darum ist Christus für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort ihnen nicht selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben ist". Denn man kann Gott leben, ohne diesen Satz zu kennen. Und die ihn kennen: die sogenannte Christenheit, die „christliche" Kirche inbegriffen, zeigen existenziell, daß sie nicht daran glauben. Unbedingt aber mutet der alttestamentarische Satz an: „Siehe Herr, auf Dich werfe ich meine Sorge, auf daß ich lebe und sehe die Wunden an Deinem Gesetz". Er sagt mir: daß der Mensch wohltut, wenn er sich der Anordnung Gottes unterwirft, weil er dadurch erst auflebt; auflebt in der Erkenntnis, was er mit seinem eigenen

Anordnen an dem immerwährenden Gesetz Gottes und damit auch an sich selber gefehlt hat.

Für den Bund mit Gott im Sinne des Alten Testaments, der die willige Unterwerfung Gott gegenüber in sich begreift, können daher auch die Menschwerdung Gottes als Dogma sowie die Erkenntnis: daß das Fleisch wider den Geist und der Geist wider das Fleisch ist (Glaubenssätze, deren die Kirche als solche freilich nicht entraten kann, solange sie sich in einer geistigen und religiösen Machtstellung behaupten will, die ihr nicht zukommt), nichts Entscheidendes sein. Dies bezeugen auch die großen Glaubensmenschen des Alten Testaments, die wohl den Bund mit Gott, nicht aber jene Glaubenssätze existenziell betätigten.

In Augustins Bekenntnissen ist aber auch unleugbar ein rhetorisch-pathetisches Moment vorhanden, das sich im existenziell gesteigerten Umgang mit Gott verlieren müßte. Denn gewiß ist, daß die Sprache verstummen muß, wo der Mensch mit Gott geeint ist, daß daher die Sprache — und umsomehr ihr gesteigerter Ausdruck, das Pathos der Rede — immer weniger bedeuten muß, je mehr der Mensch sich Gott nähert; weil der Mensch, je mehr er mit Gott verbunden ist, umso weniger noch der Anrede für Gott bedarf, um bei Gott zu sein; daß daher auch das Ich und das Du aufhören müssen, falls sie überhaupt je am Beginne des Zugottkommens als ein Geteiltes in Erscheinung traten; denn der Mensch kommt existenziell zu Gott nur durch Vertiefung, ja gleichsam durch die endlose Begehung seines Ichs und nicht erst durch äußerliche Festhaltung eines Du, das der Mensch umsomehr verlieren muß, je mehr er zu seiner Ganzheit findet.

Dies ist nicht mehr den Bekenntnissen gegenüber gesagt, aus denen schließlich ja auch hervorgeht, daß Gott umso mehr gefunden wird, je mehr der Bekennende sich ihm hinzugeben vermag, je mehr sein nominelles Ich sich verliert, indem es zu seiner Ganzheit findet. Aber da ich, meiner Auffassung nach, das Wort — das Wort, das im Anfang und bei Gott war, — als das Ordnende und Anordnende von jeher, als die einzige geistige Realität ansehen muß, und zwar als die Realität, die umso wahrnehmbarer wird, je mehr die Sprache und mit ihr das Wort als ein Anordnendes von Seite der Menschen ver-

stummt, sei hier noch betont: daß des Menschen Verhältnis zu Gott, falls es überhaupt als ein Verhältnis des Ichs zum Du angesehen werden kann, dem sprachlichen Verhältnis des Ichs zum Du gerade entgegengesetzt ist. Indem durch die Sprache die Begriffe Ich und Du äußerlich festgelegt und damit auch begrenzt und geschieden erscheinen, und zwar umsomehr getrennt und geschieden, je mehr sie sprachlich festgelegt wurden. Das Ich und das Du im geistigen und religiösen Sinne aber verlieren umso mehr ihre Grenzen, sie fließen umso mehr ineinander und lassen das Wort als Bestandteil der Sprache verstummen, je mehr das Gottesverhältnis im Menschen existenziell seinen Ausdruck findet. Ist doch auch gesagt: daß das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in Kraft besteht. Und gelten doch von jeher als das Wesentlichste für das wahre mönchische oder klösterliche Leben, das immerhin auch ein christliches Leben ist: Keuschheit, Besitzlosigkeit und Schweigen.

Darum berührt es merkwürdig, wenn Ferdinand Ebner, der für das Christentum in orthodoxer Weise eintritt, zu Aussprüchen wie diesen kommt: „Das geistige Leben des Menschen ist mit der Sprache innigst und unlösbar verknüpft und beruht wie eben diese auch auf dem Verhältnis des Ichs zum Du." Weiters: „Wie aber will der Mensch erfassen, was Geist ist, wenn das Wort nicht in ihm lebendig wird? Das Wort, dessen Besitz nach Max Scheler die Sprache erst möglich macht". Die Sprache ermöglicht ja schon das gewöhnliche Wort, das mit dem Begriff des Wortes, das im Anfang war, nichts zu tun hat. So bliebe noch zu denken, gemeint sei: daß den Besitz des W o r t e s die Sprache erst möglich macht. Das müßte ich verneinen, weil mit der Ueberlieferung des W o r t e s durch die Sprache man das Wort noch nicht besitzt. Und so muß ich, der ich das „rechtgläubige" Christentum völlig ablehne, um das Christliche als das von jeher Geistige und Religiöse in mich aufnehmen zu können, dagegen sagen, daß, meiner Vorstellung nach, das Wort, das im Anfang und bei Gott war, erst erfüllend zur Geltung kommen kann, wenn das Wort, dessen Besitz die Sprache erst möglich macht, verstummt ist.)

Darum: was ich mir bis jetzt entgegengestellt sehe, ist nicht geeignet, meine unkirchliche Gläubigkeit zu erschüttern. Im Gegen-

teil, selbst in den Bekenntnissen des Augustinus ist manches vorhanden, das mich in dieser Gläubigkeit bestärkt. Hat doch das Werden und Sichfestigen der Kirche als eines Reiches dieser Welt schon zur Zeit Augustins seinen wahrnehmbaren Anfang genommen. Ein solcher Anfang bedeutet aber im Grunde einen Anfang vom Ende der absolut geistigen Bewegung, die durch das Erdenleben des Reinen Menschen Jesu auf Erden hervorgerufen worden ist. Augustinus, der wahrhaft bekehrte Weltmann, hat freilich sich selber soweit gefunden oder sein nominelles Ich soweit aus sich verloren, daß er in sich den Umgang mit Gott herzustellen vermochte. Die Lehre Christi jedoch erhielt er durch die Kirche vermittelt. Es ließ in ihm den Irrtum aufkommen, daß er die Kirche als solche als die wahre Vertreterin der Sache Gottes nahm. So half er ihren Bau festigen. Es festigte nicht die Sache Gottes. Das zeigt sich darin, daß schon zur Zeit Augustins die Kirche anfing, Meinungsverschiedenheiten im Glauben als verderbliche Ketzereien zu brandmarken und alle als Ketzer zu verfolgen, die abweichend von ihr lehrten. Die Größe der Altväter, die, um Gott ungestört dienen zu können, sich selbst als Ketzer in Verruf brachten, war Augustinus nicht beschieden. Die Beschaffenheit des Gesetzlichen in ihm ließ wohl den gewesenen Weltmann nicht so weit kommen. So findet er an dem Bestand der Kirche immer noch einen Rückhalt für seine innere Haltung, die bezeichnenderweise so beschaffen war, daß sie noch die Sicherung vor dem Weib anstreben mußte. In seinem Hause, heißt es, durfte keine Frau wohnen, auch nicht die nächsten Verwandten. Welche Distanz in rein menschlicher Hinsicht zwischen ihm und dem Reinen Menschen Jesu, der auch der Sünderin, wo immer er sie antrifft, als Heiland zu begegnen weiß. Es ist daher anzunehmen, daß der geistigen und religiösen Verfassung eines Menschen, der einzig der Menschwerdung zustrebt, der Kirchenlehrer Augustinus, was immer er auch lehren möge, kaum etwas anhaben kann, vorausgesetzt, daß eine solche Haltung der Forderung der Evangelienberichte entgegen kommt. Im Falle nun, daß meine Auffassung des Christlichen als des Geistigen und Religiösen von jeher mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen — eine Auffassung, die doch auch meine geistige und religiöse

Haltung wesentlich bestimmt — den Evangelienberichten nicht zuwiderliefe, wäre damit den wahrnehmbaren menschlichen Schwächen des Autors der „Bekenntnisse" gegenüber immerhin bezeugt: daß, was immer von seiner Seite meiner Haltung entgegenstünde, nicht imstande wäre, diese meine Auffassung zu entkräften. Doch darf und soll hier diese Wendung nicht genügen. Ein Mensch wie Augustinus, der seinen ganzen redlichen Willen aufbietet, um sich in Gott zu versenken, muß in seiner Auffassung weiter gekommen sein, als daß man ihn auf diese Weise abtun dürfte. Und so ist es auch. Augustinus, der Denker, der den Kirchenlehrer beiseite läßt, ist groß und tief. Und gesagt ist von seinem Uebersetzer: „Das war das Resultat, zu dem der ringende Philosoph gelangte: ‚Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ist die Liebe, mit der uns Gott erfüllt, und darum ist die anfangende Liebe (Gerechtigkeit) die anfangende Seligkeit, die wachsende Liebe die wachsende Seligkeit, die vollendete Liebe die vollendete Seligkeit!"

Erinnert das nicht höchst bedeutsam an das, was der Taoteking als Stufenleiter angibt, die zur Vollendung, das ist: zum erfüllenden Anschluß an das Gesetz führt? —

3.

Morgensonne beglänzt die Wege, die ich, begleitet von meinen Gedanken, gehe. Der Vorsommer lebt, entfaltet sich rings und umstellt mich mit der Fülle der Schöpfung. Mein Vorhaben jedoch verlangt von mir, daß ich meine Gedanken zusammenhalte, um die Haltbarkeit dessen, was ich bisher vorgebracht habe, auch Pascal gegenüber zu erproben.

Die Wahrhaftigkeit Pascals begegnet dem Leser seiner „Pensées", die ich nur in deutscher Uebersetzung kenne, in jeder Zeile. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß diese Uebertragung das Originalmanuskript, das nur in einem Bündel beschriebener Zettel bestand und dem vermutlich schon die französische Ausgabe, besorgt von Freunden des Verfassers, nicht völlig gerecht wurde, nicht erfüllend wiedergibt, so mögen die Fehler, die ihr anhaften, doch kaum entstellender Natur sein. Eine völlig erfül-

lende Wiedergabe im geistigen Sinne wäre ja nur in genauer Kenntnis dessen möglich gewesen, was Pascal mit seinen Aufzeichnungen vorhatte, und unter der weiteren Voraussetzung, daß seine Sachwalter dieses bestimmte Vorhaben auch zu gewissenhafter Ausführung zu bringen vermocht hätten. Doch war weder die eine noch die andere Voraussetzung nach dem Tode Pascals gegeben, da Pascal keine Verfügung nach dieser Richtung hinterlassen hat, und das Ordnen seines schriftstellerischen Nachlasses Freunden überantwortet war, die wohl auf sich wie auf die Umwelt, zu der die damalige Kirchenwelt zu rechnen ist, Rücksicht zu nehmen gezwungen waren. So mag vielleicht manches abgeschwächt auf uns überkommen sein und manches durch die Art seiner Einstellung eine nicht völlig einwandfreie Beleuchtung erhalten haben. Immerhin ist uns Pascals Leben überliefert, das (in seinen späteren Jahren) als ein Leben der Weltentsagung bis zur Selbstverleugnung und Selbstaufopferung es gerechtfertigt erscheinen läßt, wenn sein schriftlicher Nachlaß, der unter dem Titel „Pensées" veröffentlicht wurde, als eine „Apologie des Christentums" angesprochen wird, des wahren Christentums, das die Nachfolge Christi als Ziel anstrebt. Nun hängt freilich davon, wie man sich das Vorbild vorstellt, auch die Vorstellung der Nachfolge ab, die der Gestaltung dieser Vorstellung im wahrhaften Menschen vorhergehen muß. Und die Vorstellung von dem Vorbild sowie die Aufnahme, die man ihr bereitet, hängt wiederum von der eigenen geistigen Verfassung ab. Die außerordentlichen Verstandesgaben Pascals, des hervorragenden Mathematikers, machen ihn bald zum Skeptiker. Aus der bloßen Verstandesübung erwächst nun einmal dem inneren Menschen keine Befriedigung, vielmehr scheint es so, daß der nimmerruhende Verstand auch die jeweils gegebene Position des Verstandes in der Welt untergräbt. So fand auch Pascal zum Glauben und wurde gläubiger Christ. Er selbst sagt, seinen Weg kennzeichnend: „Man muß die drei Eigenschaften haben: Mathematiker, Skeptiker und gläubiger Christ." Aber das hat wohl nur für den außerordentlichen Verstandesmenschen Geltung, wohingegen als sicher anzunehmen ist, daß j e d e r Mensch dem Geistigen und Religiösen und damit auch dem

Christlichen zugeführt werden kann. Und daß dieser Vorgang wesentlich in einem Erwachen des Menschen zur Selbstbesinnung sich kundgibt.

(Skeptiker sein ist vielleicht eine unzulängliche Form der Ablehnung des Wissens, gleichsam ein Stehenbleiben auf halbem Wege zum Aufgehen in das Unwissen, mit dessen völligem Aufgekommensein man erst die Sphäre des Geistigen und Religiösen betritt. Das geht aus dem Taoteking ebenso wie aus den Evangelien hervor. Ja, auch an Sokrates, der an der Schwelle des Geistigen und Religiösen und damit auch des Christlichen steht, wäre dies wahrzunehmen. Denn wohl kann man Sokrates einen Ironiker, nie aber könnte man ihn einen Skeptiker nennen; in seiner Verneinung des Wissens dominiert bereits der Glaube an das Unwissen.)

Wenn Pascal den Mathematiker und Skeptiker in sich gleichsam als Vorstufen zum gläubigen Christen ansieht, ja wenn er geradezu behauptet, daß man Mathematiker und Skeptiker sein müsse, ehe man gläubiger Christ werden könne, so wird dadurch das Christwerden Pascals in entscheidende Beleuchtung gerückt. In seine Kindheit hat Pascal noch nicht die Gläubigkeit mitbekommen. Vielmehr ist es die Verstandeswissenschaft, der sich Pascal schon als Knabe ergibt. Dabei wächst sich der Verstand bald weit genug aus, um der Skepsis Raum zu gewähren. Das war wohl für den jungen Pascal von grundlegender Bedeutung. Nun erst kommt von außen her der Anstoß, der ihn dazu führt, religiös erbauliche Schriften zu lesen. Mit größtem Eifer ergibt er sich ihrer Macht und versucht sein Leben so zu gestalten, daß er ihren Anforderungen gerecht werde. Seine junge, schöne Schwester Jaqueline wetteifert mit ihm im Aufnehmen eines wahrhaft religiösen Lebens. Diese Schwester verläßt nach dem Tode des Vaters auch den Bruder („trotz aller Bemühungen Pascals, sie zurückzuhalten") und wird Nonne. Pascal, dessen leidender Zustand sich verschlimmert, sucht nun auf Anraten der Aerzte und Verwandten Erholung in weltlichem Verkehr. „Indessen," so berichtet der Uebersetzer, „dauerte es nicht lange, so kehrte Pascal zu seiner strengen und einfachen Lebensweise zurück ... Seit er die Welt verlassen, verzichtete Pascal auf alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten: er bediente sich selbst,

ja er nahm zu sich in sein Zimmer einen kranken Armen, den er nun selbst bediente und so gut pflegte, wie er selbst gepflegt wurde... Trotz alledem und da sein einziges Streben darauf gerichtet war, Gott zu leben und Gott allein anzugehören, lebte Pascal in beständiger Furcht, daß ihn etwas in die Welt zurückziehen könne, und in diesem Sinne fürchtete er sich förmlich, gesund zu werden... Seine letzten Worte waren: ‚Daß mich Gott nie verlassen möge'."

Ich habe dieses Wenige aus Pascals Leben hieher gesetzt, weil es mir für die Auseinandersetzung mit seinen „Gedanken" ein Behelf sein soll. Denn nicht immer scheinen mir diese das Wahre zu treffen, wiewohl sie immer der Ausfluß größter Wahrhaftigkeit sind. Die Bedingtheit des Wahren, ja das Bestehen des Wahren als eines Wahren nur innerhalb der existenziellen Beschaffenheit eines Menschen, für den seine Erkenntnis das Wahre ausmacht, ist mir in Pascals „Gedanken" deutlich vor Augen geführt. Dessenungeachtet muß ich sagen, daß mir diese Gedanken, zumal wenn ich mir dabei den Bericht über Pascals wahrhaft religiöses Leben vergegenwärtige, eher geeignet erscheinen, einen verweltlichten Menschen einem geistigen und religiösen Leben zuzuführen, als die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, und daß ich dementsprechend auch hier nicht der Wertung der Kirche beipflichten könnte, die diesem eine Heiligkeit zuspricht, die sie jenem vorenthält. Die Kirche als Politikerin, die sie immer bleiben wird, hat sich Pascal wohl schon dadurch zur Gegnerin gemacht, daß er konsequent die Ansicht vertrat: „man dürfe sich dem Verlangen des Papstes gegen seine Ueberzeugung und sein Gewissen durchaus nicht unterordnen".

Uebrigens ist vieles in den „Gedanken" Pascals enthalten, das mit dem Taoteking übereinstimmt und zugleich gegen das Christentum als Kirche spricht. So der, geistig verstanden, unbedingt wahre Ausspruch: „Jeder Fortschritt ist eine neue Art des Irrtums". Ferner, wenn Pascal sagt: „Die wahren Juden und die wahren Christen haben die nämliche Religion". Oder wenn er von der jüdischen Religion behauptet: „daß sie in keinem von diesen Dingen (der Beschneidung, der Opferung, den Zeremonien, der Bundeslade, dem Tempel von Jerusalem und schließlich dem Gesetz und mosaischen Bunde) bestand, son-

dern einzig in der Liebe Gottes, und daß Gott alles andere verwarf" Demnach wäre zu folgern: daß auch die wahre „christliche Religion", richtiger: das wahre Christliche, einzig in der Liebe Gottes bestehen muß und nicht in der Befolgung von Vorschriften und Glaubenssätzen, die nur von der Kirche aufgestellt wurden. Das Verhältnis zu Gott ist eben von jeher das Bestimmende für das Vorhandensein des Geistigen und Religiösen im Menschen. Und in der Liebe zu Gott offenbart sich dieses Verhältnis. Mit der Behauptung Pascals ist daher im Grunde auch gesagt: daß mit dem Christentum kein neues Geistiges und Religiöses in die Welt gekommen ist, daß somit auch das wahre Christliche im Geistigen und Religiösen von jeher enthalten sein muß.

Hier verweise ich nochmals auf Bernhard von Clairvaux, dessen Grundsatz war: „Gott wird erkannt, soweit er geliebt wird", ein Ausspruch, der im wesentlichen mit der Behauptung Pascals übereinstimmt. Da nun das Erkennen Gottes immer auch eine Berührung mit Gott voraussetzt, und die Liebe von der Hingabefähigkeit abhängig ist, wäre auch von Pascal im wesentlichen ausgesagt: daß man Gott erlange, soweit man sich ihm hingibt, und daß einzig in diesem Gotterlangen das wahre Christliche bestehen müsse. Und die tiefste Hingabe, das Aufgehen in Gott, erschiene somit immer wieder als die höchste Betätigung des Christlichen wie des Geistigen und Religiösen von jeher, eine Betätigung, die der Taoteking als den Anschluß an das Gesetz, als den Anschluß gleichsam an den Willen Gottes, als ein Aufgehen in den Gang des Unbedingten und Absoluten, zum Ausdruck bringt.

Auch die wahrhaft christliche Erkenntnis Pascals: „daß die zeitlichen Güter falsch sind, und daß Gemeinschaft mit Gott das wahre Gut ist", liegt auf dem Wege zum Reinen Menschentum, auf dem einem gewiß auch die fromme Einsicht Pascals wird: „daß, so arm man auch sein möge, man bei seinem Tode immer etwas hinterläßt".

Und die auf diesem Wege sind, dürften wohl auch zu den Menschen gehören, die nach Pascal „den lebendigen Glauben im Herzen haben"; denn auch ihnen „predigt die ganze Natur ihren Schöpfer und verkünden die Himmel die Ehre Gottes".

Wenn Pascal trotz solcher entscheidender Anschauungen schließlich doch der Kirche verfällt und sich zu sich selbst in Widerspruch bringt, zu der gleichsam freien Betätigung des Geistigen und Religiösen von jeher, nach der solche Anschauungen zu verlangen scheinen, muß etwas in ihm vorhanden gewesen sein, das ihn zu wenig auf sich selbst vertrauen ließ, wiewohl alles Selbstvertrauen im Menschen umsomehr auch zum Gottvertrauen werden müßte, je mehr er von Hingabefähigkeit an Gottes Willen erfüllt ist. Hier liegt vielleicht die Schwäche Pascals: er war, so wie er war, seiner selbst nicht sicher. Wer es einmal zum Skeptiker gebracht hat, wird die Skepsis kaum mehr los. Und doch ist man erst wahrhaft gläubiger Christ, wenn man allen Zweifel in sich überwunden hat.

Pascal, der den redlichsten Willen hat, als gläubiger Christ nur Gott zu dienen, mag daher Ursache gehabt haben, sich gleichsam vor sich selbst zu fürchten, und eine kirchenchristliche Umgebung hat vielleicht diese Furcht genährt. So kommt es, daß er in seinem leidenden Zustand das wahre Christliche als einen notwendig leidenden Zustand anzusehen beginnt; das geht so weit, daß es ihn sagen läßt: „Die Krankheit ist der natürliche Zustand des Christen, weil man dadurch in den Zustand kommt, in welchem man immer sein sollte und in welchem man Leiden erduldet, alle Vergnügungen und Freuden der Sinne entbehrt, zugleich aber auch frei ist von allen Leidenschaften, welche unser ganzes Leben lang geschäftig sind, von Ehrgeiz, von Habsucht, in beständiger Erwartung des Todes". Dem Geistigen und Religiösen von jeher und damit auch dem Christlichen Christi entspricht aber diese Auffassung nicht. Ihm nach ist das entscheidende Leiden für den Menschen einzig das Abkommen von Gott. Und daß sich dies so verhält, muß in dem Menschen, an dem Gott Gefallen findet, immer wieder ein Wohlgefallen aufkommen lassen. Krankheit und alles Leid von außen her bedeuten für einen solchen Menschen Prüfungen, die umsomehr an ihn herankommen mögen, je mehr er Stand zu halten verspricht, je mehr Gott gleichsam auf ihn hält. Das bezeugt schon der alttestamentarische Bericht über Hiob, der für solches Standhalten ein gleichsam überlebensgroßes Beispiel gibt. Denn wenn Hiob in seinem Elend in geistig aufgereckter Ungeduld auch wider Gott

zu murren beginnt, so bleibt ihm doch die Kraft, in noch reckenhafterer Bewegung auch dieses Murren zu besiegen, und durch seine völlige Unterwerfung Gott gegenüber bringt er sich in eine Verfassung, in der er auch alles Glück von Gott vertausendfacht zurück erhält. In der Auffassung des Leidens wird demnach Pascal auch von Nietzsche übertroffen, der seinen religiösen Menschen Träger der großen Gesundheit sein läßt, die eben im Standhalten sich beweisen soll und Härte zu sich selber erfordert. Wurde doch selbst dem wehklagenden Hiob, wenn auch unberechtigt, vorgehalten: „Du hast viele unterwiesen und lasse Hände gestärkt. Deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet und die bebenden Knie hast du bekräftiget. Nun es aber an dich kommt, wirst du weich; und nun es dich trifft, erschrickst du".

Dem erwähnten Satze Pascals — nicht dem Menschen und Christen — läßt sich aber berechtigt entgegenhalten: daß ein Mensch, der nur im Zustande der Krankheit ein Christ ist, noch überhaupt kein Christ wäre; und daß einer, der nur im Zustand der Krankheit von Ehrgeiz und Habsucht frei ist, gar nicht die Verfassung hätte, ein religiöser Mensch oder ein Christ zu werden. Denn jedem wahrhaft religiösen Menschen müssen Ehrgeiz und Habsucht bald als Ausfluß eines unreifen oder krankhaften Zustandes erscheinen.

In religiöser Hinsicht merkwürdig ist auch der Ausspruch Pascals: „Salomo und Hiob haben das Elend des Menschen am besten erkannt und am besten davon gesprochen; der eine der glücklichste, der andere der unglücklichste der Menschen; der eine kannte die Eitelkeit der Freuden aus Erfahrung, der andere die Wirklichkeit der Leiden". Religiös gesehen und auch dem Bibelberichte nach muß aber Hiob viel mehr wahrhaft glückliche Stunden im Leben gehabt haben als Salomo; eine Wahrnehmung, die es ausschlösse, diesen den glücklichsten und jenen den unglücklichsten Menschen zu nennen. Und vom religiösen Standpunkte aus schiene mir besser der Hinweis angebracht: daß dem einen aus Sinnenfreuden nur Leid, dem anderen aus dem Unglücke großes Glück erwuchs.

Was ich an Pascal wahrnehme, ist, daß sein reiches Innere — vielleicht durch das Kranksein mürbe geworden — da und

dort kirchlichen Einflüssen unterlegen ist. Wo er nur von sich und aus sich heraus konstatiert, entspricht seine Feststellung wohl auch dem Wesen des von jeher Geistigen und Religiösen und nicht, wie er glaubt, nur dem des Christlichen. So wenn er sagt: „Die christliche Frömmigkeit hebt das menschliche Ich auf, die menschliche Bildung verbirgt und unterdrückt es". Es ist das von jeher Geistige und Religiöse, das das Ich aufhebt, als Vertiefung des Ichs bis ins Unergründliche, als Versenkung des Ichs in Gott. Und alles dies ist von jeher da mit dem Menschen und nicht erst mit dem Christenmenschen. Dasselbe gilt für den Ausspruch: „Ich liebe die Armut, weil Jesus Christus sie geliebt hat. Ich liebe den Reichtum, weil er ermöglicht, den Notleidenden beizustehn". Das sind Regungen, die von jeher dem geistigen und religiösen Menschen innewohnen. Der religiöse Mensch des fernen Ostens könnte sich dabei auf das Vorbild der Reinen Menschen der Vorzeit berufen. Zu glauben, daß solche Regungen erst mit dem Christentum in die Welt gekommen seien, wäre Aberglaube, wäre Irrtum.

Daß Pascal da und dort gründlich geirrt hat, zeigt folgender Ausspruch: „Der Körper hat kein Leben mehr ohne das Haupt, ebensowenig, wie das Haupt ohne den Körper. Wer sich von dem einen oder dem anderen trennt, gehört nicht mehr zum Körper, hat keinen Teil mehr an Jesu Christo. Alle Tugenden, das Martyrium, die Kasteiungen, und alle guten Werke sind unnütz außer der Kirche und der Verbindung mit dem Haupte der Kirche, dem Papste." Tatsache hingegen ist: daß auch das Christentum, das sich von seinem Körper, der Kirche, und von seinem Haupte, dem Papste, nicht getrennt hat, eine Christenheit aufkommen ließ, die in ihrem ganzen Tun und Lassen von Jesu Christo völlig abgewichen ist; Tatsache ist, daß dieses Kirchenchristentum eine "christliche Welt" gezüchtet hat, deren Abkehr von aller Tugend — von Kasteiung und Martyrium gar nicht zu reden — sich zum Weltkrieg ausgewachsen hat. Womit gesagt ist, daß der Mensch, der außerhalb der Kirche ein evangelisches Leben anstrebt, auch mehr Teil an Jesu Christo haben muß.

Weiters der Ausspruch: „Ohne Jesus Christus würde die Welt nicht bestehen; denn sie müßte dann entweder zerstört sein, oder einer Hölle gleichen." Aber gerade diese „christliche" Welt,

in der Jesus Christus vom Hörensagen noch immer fortlebt, ist es, die im Weltkrieg zu einer wahren Hölle geworden ist.

Oder man nehme den Ausspruch: „Ich sehe eine Menge von Religionen in verschiedenen Gegenden der Erde und in allen Zeiten. Aber sie haben weder eine Moral, die mir gefallen könnte, noch Beweise, die mich anziehen könnten." Nun hat aber keine Religion eine so entsetzliche Moral gezeitigt wie die sogenannte christliche Religion, die dort, wo sie herrschend geworden ist, eine „christliche" und zivilisierte Welt hervorgebracht hat, in der die Menschen dahin gelangten, sich gegenseitig zu zerfleischen und zu vernichten. Womit wiederum bezeugt ist, daß diese „christliche" Religion doch wahrlich nicht auf dem Christlichen Christi beruhen kann, das von den Menschen ein völlig Gegensätzliches verlangt; wohl aber ist diese „christliche" Religion mit dem Christentum der Kirche zu identifizieren, indem erst durch die offizielle Kirche und seit sie herrschend geworden ist, diese grauenhafte Welt zugleich als die „christliche Welt" figuriert, als deren Haupt die Kirche erscheint — ein Haupt, das sein offizielles Leben dadurch behauptet, daß es mit seinem Körper, der auf solche Weise christlich gewordenen Welt, ein organisches Ganzes bildet. Aber Pascal selbst, dessen wahrhaft christliche Lebensführung gewiß auch jeder geistigen Kritik Stand hält, gibt uns für den Ursprung solcher irriger — oder wenigstens nicht haltbarer — Anschauungen in seinen „Gedanken" eine Erklärung mit dem Ausspruch: „Es gibt für uns noch einen anderen Ursprung des Irrtums, nämlich die Krankheiten. Sie verderben uns Urteil und Sinn. Und wenn die heftigen ihn sichtlich alterieren, so zweifle ich nicht, daß die schwächeren ihn nach Verhältnis beeinflussen." Das mag auch für Pascal Geltung haben. Sein Sinn oder Gedankengang erscheint wirklich manchmal, wenn nicht alteriert, so doch durch Krankheit beeinflußt. Und in diesem beeinflußtem Zustand unterlag er wohl auch der Kirche, wiewohl schon damals sein Vergleich der alten Christen mit den heutigen also ausfiel: „Man erblickte in der Geburtszeit der Kirche nur Christen völlig unterrichtet in allen zum Heil notwendigen Punkten: während man heutzutage eine so grobe Unwissenheit erblickt... Man trat ehemals in die Kirche ein, nur nach langen Arbeiten

und heftigen Wünschen: man befindet sich jetzt in ihr ohne Mühe, Sorge und Arbeit. Man wurde früher nur nach einer strengen Prüfung zugelassen: jetzt ist man in sie aufgenommen, ehe man überhaupt geprüft werden kann . . . Schließlich mußte man ehemals die Welt verlassen, um in die Kirche aufgenommen zu werden, während man heutzutage in die Kirche eintritt zur selben Zeit wie in die Welt. Man kannte damals einen wesentlichen Unterschied zwischen Welt und Kirche; man betrachtete sie als einander entgegengesetzt, als zwei unversöhnliche Feinde . . . Daher kommt es, daß ehemals diejenigen, welche durch die Taufe Christen geworden waren und welche die Laster der Welt verlassen hatten, um einzutreten in die Frömmigkeit der Kirche, so selten von der Kirche in die Welt zurückfielen; während man jetzt nichts häufiger sieht als die Laster der Welt im Herzen der Christen. Die Kirche der Heiligen ist ganz besudelt von der Beimischung der Bösen . . . In der beginnenden Kirche unterrichtete man die Katechumenen, d. h. die, welche die Taufe begehrten, ehe sie ihnen erteilt wurde; und man ließ sie erst nach vollständiger Belehrung über die Geheimnisse der Religion zu . . . Wenn die ganze Kirche das alles wußte, erteilte man ihnen das Sakrament der Incorporation, wodurch sie Glieder der Kirche wurden . . . Während die ersten Christen so viel Erkenntlichkeit bezeugten für eine Gnade, die die Kirche ihnen nur nach langen Bitten erteilte, beweisen die Christen von heute nur Undankbarkeit für dieselbe Gnade, die sie ihnen erteilt, ehe sie auch nur im Stande sind darum zu bitten . . . Ohne Seufzen kann sie den Mißbrauch ihrer größten Gnade nicht ansehen . . . denn sie hat ihren Geist nicht verändert, obwohl sie ihre Gewohnheit verändert."

So schaute Pascal, und soweit er von der Vergangenheit spricht, mag seine Wahrnehmung das Richtige treffen. Nur daß der Unterschied zwischen einst und jetzt an der Kirche heutzutage noch viel schärfer hervortritt, ja so scharf, daß man sich fragen muß: ob das, was einst so war, wirklich das werden konnte, was es heute ist. Denn wahrzunehmen ist: daß einer heute, indem er sich für die Kirche erklärt, sich zugleich für die Welt am besten legitimiert, und indem er der Kirche zugesellt bleibt, dies für sein Fortkommen in dieser Welt von Vorteil ist.

Kein Wunder, daß auch schon der Allerweltsjude seinen unentbehrlichen Vorteil im Bereich der Kirche sucht. Und wenn einer, der dazu wahrlich berufen ist, in bewundernswerter Weise die ganze jüdische Verkommenheit in Presse und Welt bis hinauf zu Thron und Altar aufdeckt und brandmarkt, wird er auch von den Parteigängern der offiziellen Kirche, die ja ihre Macht bereits mehr auf die Presse als auf das Evangelium stützt, als wüster Schädling ausgeschrieen, weil er ihnen zu nahe tritt. Und mit der Gnade der Aufnahme in die Kirche, die einst nur wohlunterrichteten und bewiesenen Ausnahmen zuteil geworden sein soll, ist es heute mehr als merkwürdig bestellt. Denn wenn es nach der offiziellen Kirche, nach dem politischen Sinn dieser Kirche ginge, würde heute wohl jedermann durch die Polizei gezwungen, diese Gnade anzunehmen. Dahin gelangte die Kirche, die nur als offizielle Kirche existieren kann und deren Geist sich wahrlich nicht verändert hat, deren Gewohnheiten sich aber insofern verändern mußten, als diese Kirche für die Dauer doch nicht imstande war, einen Geist, den sie nicht hatte, vorzutäuschen. Man beachte doch auch bei Pascal die Ausdrucksweise, wenn er von der Kirche redet: „In der Geburtszeit der Kirche", „Die Kirche der Heiligen", „in der beginnenden Kirche", „die ganze Kirche":alles Bezeichnungen, die das Schwankende im Begriff der Kirche nicht verbergen können. Wie viel bezeichnender wäre es zu sagen: Zur Zeit des ersten Auflebens der Lehre Christi, die Gemeinschaft der ersten Anhänger Christi: der Märtyrer und Heiligen, zu Beginn der Ausbreitung der ersten christlichen Gemeinde, die ganze christliche Gemeinde: so wüßte man wenigstens, um was es sich handelt. Aber von der Kirche von einst reden, verwirrt nur. Denn was heute dem Namen nach als Kirche existiert, kann niemals jenes existenzielle Christliche von einst gewesen sein; kann doch diese Kirche von heute des Offiziellen nicht entbehren, womit sie ein Weltliches in sich begreift. Und wenn man diese offizielle Kirche fortnimmt, wo bleibt dann die Kirche? Das frage ich hier. Und frage weiter: Liegt dem Neuen Testament die Kirche zugrunde oder soll jenes der Kirche zugrunde liegen? Und liegt nicht dem Neuen Testament ausschließlich das Leben und Wirken Jesu zugrunde? Also: ein persönliches Leben in Kraft, das

sich niemals mit dem Offiziellen verbinden läßt, weshalb auch die Kirche, als ein notwendig Offizielles, niemals die berufene Vertreterin des Neuen Testamentes sein kann.

Daß die Christen von heute im allgemeinen das Gegenteil von dem sind, was die wahren Christen, als geistige und religiöse Menschen, sein sollen, hat somit die Kirche als solche verschuldet. Als Weltbildung von jeher strebt sie nach Anhang in der Welt, um in dieser zur Macht zu kommen. Sie wollte Untertanen; deren innerliche Beschaffenheit kümmerte sie, die offizielle Kirche, von jeher wenig. Das zeigt schon die Art und Weise, wie man im Mittelalter besiegte Völker zur Taufe zwang: ungefähr so wie durch die allgemeine Militärpflicht jeder taugliche Mann zum Fahneneid, zum Soldatwerden gezwungen wird; oder wie man in unserer Zeit des Weltkriegs der „christlichen" Welt Millionen von Menschen gezwungen hat, Menschen zu töten. Wenn man schon der Kirche bedarf, um das Geistige und Religiöse von jeher und damit das Christliche so zu verunstalten, daß es Religion wird, wie muß da erst eine Kirche beschaffen sein, die es fertig brachte, daß das Christliche Christi zur Weltreligion wurde; denn das ist das Schlechteste, was man einer Religion (auch noch als einem verunstalteten Religiösen) nachsagen kann. Bedeutet es doch die Religion der Völker, die auf Weltherrschaft ausgehen, die Religion der Völker mit der größten Besitzgier, die von jeher als das größte Uebel auf Erden angesehen wurde.

Darum, denke ich, hätte Pascal als der außerordentliche Verstandesmensch, der die heilige Schrift eine Wissenschaft des Herzens genannt hat, doch mehr unterscheiden dürfen zwischen Kirche und der Lehre Christi, die niemals Kirche werden kann, je höher, in geistigem Sinne, man sie stellt, und die in keinem Falle mehr als das erfüllende Geistige und Religiöse von jeher sein kann. Daß Pascal hier nicht trennte, bleibt seine Schwäche. Wie man aber für alle seine Schwächen büßen muß, so büßte wohl auch Pascal diese seine Schwäche damit, daß trotz seiner „Apologie des Christentums" der wahrhaft unerschütterliche Glaube an die „christliche Religion" in ihm nicht aufgekommen ist. Einer seiner letzten Aussprüche bekennt: „Dürfte man nur für das Gewisse etwas tun, so dürfte man nichts tun für die

Religion, denn sie ist nicht gewiß . . . Ich behaupte aber, daß man überhaupt nichts tun dürfe; denn nichts ist gewiß; und es ist mehr Gewißheit in der Religion als in der Hoffnung, daß wir den morgigen Tag erleben. Aber es ist gewiß möglich, daß wir ihn nicht erleben. Man kann nicht dasselbe von der Religion sagen. Es ist nicht gewiß, daß sie ist; aber wer wird behaupten wollen, es sei gewiß möglich, daß sie nicht sei." Es bezeugt nur, daß Pascal den Skeptiker in sich nicht los geworden ist.

4.

Tage hindurch war ich wie von körperlicher Schwäche befallen. Nicht daß meine innere Zuversicht darunter gelitten hätte, nur die Kraft fehlte mir, ihr Ausdruck zu geben. Aber nun ich die sommerliche Gotteswelt wieder auf mich einwirken fühle, spüre ich auch die Kräfte wiederkehren, deren ich so sehr bedarf, um meine Abhandlung zu Ende zu bringen. Daß mir viel daran gelegen ist, im Hinblick auf den Vorwurf, den ich mir gestellt habe, versteht sich von selbst. Darum sei der Vorsehung gedankt für jede Stunde, die mir die Kraft schenkt, meine Aufgabe durchzuführen. Denn wenn die Kraft hiefür auch in mir gelegen sein muß, so hängt ihr Kommen und Bleiben doch nicht von meinem, sondern von dem Willen dessen ab, der über mir ist.

Auf dem Wege zu Kierkegaard hin darf ich vorausschicken, daß ich bereits vor dem Kriege bei ihm gewesen bin. Die Frucht meines damaligen Verweilens vor seiner geistigen Schöpfung ist „Der Christ Kierkegaards". Darauf sei hier verwiesen. Verglichen mit Pascal ist Kierkegaard zweifellos der Geschlossenere und zugleich der, dem es beiweitem mehr vergönnt war, sein Werk zu Ende zu führen. Im Vergleich zu Augustinus fällt an Kierkegaard auf, daß bei ihm alles nach dem Existenziellen hindrängt; daß ihm nur gilt, wie gelebt, und zwar wie vor Gott, dem höchsten Richter, gelebt wird. So ist ersichtlich mehr unternehmende Leidenschaftlichkeit in ihm, als in Augustinus und vor allem mehr Kampfbegierde. So reinen Tisch zwischen sich und einer geistig verfallenen Umgebung zu machen, wie Kierkegaard zwischen sich und seinen sich christlich nennenden Zeitgenossen in seinem Werk „Der Augenblick" gemacht hat, ist Augustinus nicht be-

schieden gewesen. Doch vielleicht fehlte damals in der Lage der Dinge auch die Voraussetzung hiezu; galt doch damals im Heidnischen das Verkommene auch wirklich als verkommen, und das Gute im wahrhaft Christlichen machte sich als das Bessere bemerkbar. Aber das begonnene Heute, als die Zeit, die Kierkegaard wahrnimmt und in der seitdem alles nur noch schlimmer geworden ist, dieses Heute bringt die Verkommenheit auf, etwas, das niemals das Christliche war und heute schlimmer ist als je ein Heidnisches sein konnte, als das Christliche und als das Heil auszugeben.

Wenn ich mir vergegenwärtige, wie Kierkegaard eigentlich im voraus wahrnahm, wohin diese ganze „christliche" Irreführung führen mußte; wie er sah, daß jene, die dazu berufen waren, sie aufzudecken, sie verdecken halfen; wie er zunächst andeutete und dann sich selber, als den Einzelnen, dieser Irreführung, die von der offiziellen Kirche unterhalten wurde und noch immer unterhalten wird, entgegenstellte und den ganzen ungeheuerlichen Sinnesbetrug enthüllte, erscheint er mir wirklich als der größte aller wahrhaft großen christlichen Schriftsteller, die ich kenne. Er hat nicht nur den Gott, der Geist ist, im Umgang mit dieser „christlichen" Gesellschaft, der heute wahrlich wie ein Sein „zwischen Fratzen und Larven" ist, niemals verloren, sondern ist dieses Gottes (wiewohl sein Leben verbringend zwischen Presse und Kirche, als zwischen dem Reiche der Fratzen und dem der Larven) wie vielleicht kein zweiter habhaft geworden. So erklärt es sich, daß sein „Augenblick" völlig auf das Ewige gerichtet ist.

Der Widerweltsinn, die Grundlage für jedes geistige und religiöse und somit auch für das christliche Leben, findet im genannten Werk erstaunlichen Ausdruck; er richtet sich naturgemäß gegen die offizielle Kirche, die ja Nutznießerin dieser Welt ist und dennoch das Christliche zu vertreten vorgibt. So übertrifft dieses Werk an Klarheit der Absicht und an Durchschlagskraft der Bewegung Pascals „Gedanken" ebensosehr wie die „Bekenntnisse" des Augustinus, und vermag wohl auch mehr als diese oder jene im Menschen von heute den Sinn für ein wahrhaft geistiges und religiöses Leben zu erwecken. Aber Widerweltsinn bedeutet noch nicht Widererdensinn; denn „die

Erde ist des Herrn und was drinnen ist". Mit dieser Wendung habe ich jedoch vielleicht auch gegen Kierkegaard Stellung genommen.

Meine Studie „Der Christ Kierkegaards" läßt bereits erkennen, daß das vorbildliche christliche Leben der Hauptsache nach auch einem Leben nach dem fernöstlichen Vorbilde des Reinen Menschen oder des Vollendeten entspricht. Die vorliegende Abhandlung möchte diese Wahrnehmung noch deutlicher machen. Christus erscheint in ihr als der Reine Mensch, als der letzte und einzige, der uns wahrnehmbar überliefert ist. Keine einzige Eigenschaft, die ihm den Evangelien nach zukommt, wird ihm dabei vorenthalten. Was ihm vorenthalten wird, kommt ihm, meines Erachtens, eben den Evangelien nach nicht zu, nämlich: die Identität mit Gott. Das zöge freilich auch die Verneinung der Menschwerdung Gottes nach sich, aber nicht die Aufhebung des Paradoxes. Denn wo das Geistige und Religiöse im Menschen auflebt (was weder gelehrt, noch gelernt werden kann), sieht sich der Mensch existenziell beständig vor das Paradox gestellt. Also nicht um dieses aufzuheben, wäre die Menschwerdung Gottes zu verneinen, sondern weil der Reine Mensch, als das Vorbild, dieser Gottessohnschaft, dieser göttlichen Legitimierung gar nicht bedarf, um jene, die ihm nachzufolgen gewillt sind, zum wahren Heile zu führen. Und darauf kommt es doch schließlich an.

Nun sehe ich immer wieder diese Menschwerdung Gottes dazu benützt, das Christliche als ein völlig Neues, Niedagewesenes, hinzustellen, was zuletzt, und wohl auch zuerst, der Kirche zu einer herrschenden Stellung in dieser Welt, aber der „christlichen Religion" zum verkommensten Aussehen unter den vorhandenen Religionen verholfen hat. Der land- und weltläufige Christ nimmt auch dieses bedeutungsvollste aller Paradoxe als die selbstverständlichste Sache von der Welt hin und hegt und pflegt noch im Zeichen dieses Paradoxes, das das Kreuz ist, eine Sittlichkeit, die ihn erst eigentlich zum unsittlichsten der Menschen macht. Und erst dieser weltläufige Christentyp setzte auch den Weltkrieg in Bewegung.

Wenn aber eine Religion, die sich um die Menschwerdung Gottes dreht, solche Früchte zeitigt, — wenn sie es zuläßt, daß

die, welche sich zu ihr bekennen, Führer wie Verführte, ärger als wilde Tiere über einander herfallen, um sich gegenseitig zu vernichten, kann sie, geistig betrachtet, wahrlich nur mehr etwas Ausgebranntes sein und mag als Schlacke verworfen werden. Das Geistige und Religiöse jedoch und mit ihm das Christliche Christi kann niemals ausgebrannt sein, kann niemals Schlacke werden. Darum, so folgere ich hier, kann ausgebrannt nur jenes Etwas sein, das das Christliche zu sein beansprucht, nur weil es den Glauben an die Menschwerdung Gottes verficht. Das bedeutet aber: daß das völlig Versagende in der sogenannten christlichen Religion eben in dem Glauben zu suchen ist, das wahre Christliche bestehe der Hauptsache nach in dem Glauben, daß Gott Mensch geworden ist. Dieser Glaube scheint wie berufen, das Vorbild in ein falsches Licht zu stellen. Denn, was wir im Vorbild vorgebildet sehen sollen, ist nicht, wie Gott Mensch geworden ist, sondern wie ein Leben nach Gottes Wohlgefallen aussieht, wie ein Mensch, der das Wort, das im Anfang und bei Gott war, getreu befolgt, sich zu Gott verhält. Christus, seiner Sendung sich bewußt als eines Vorbildes, durch das dem Wort Erfüllung wurde, zeichnete sein Gottesverhältnis mit den einfachen Worten: „Ich und der Vater sind eins", oder auch: „Meine Speise ist, daß ich den Willen meines Vaters tue". Der rein menschliche Standpunkt, den der Menschensohn, der in den Willen Gottes als des Vaters aller Schöpfung aufgeht, dabei einnimmt, schließt es aus, die Worte so zu nehmen, als identifiziere sich Christus mit Gott.

Mit dem Gesagten habe ich mich bewußt von Kierkegaard entfernt. Denn wenn Kierkegaard, soviel ich weiß, auch niemals Christus mit Gott identifiziert hat, so bedeutet für ihn das unentbehrliche Paradox doch die Menschwerdung Gottes. Aber trotzdem dieses Paradox ihm unentbehrlich ist, läßt sich wahrnehmen, daß seine Auffassung vom Christlichen auch ohne jenes im Grunde unverändert bliebe. Denn eigentlich ist es doch Gott, der Geist, dem Kierkegaard beständig zugewandt bleibt, und nicht die Menschwerdung Gottes. Selbst sein Verhalten auf dem Todbette bezeugt es. Er zeigt sich da als ein wahrhaft gläubiger Mensch, der vom Geistigen und Religiösen, aber nicht vom Christlichen als einem Besonderen, er-

füllt ist. Die Worte, die er kurz vor seinem Tode sprach, hätte auch ein Glaubensmensch des Alten Testaments, ja wohl auch einer, der dem Reinen Menschen der Vorzeit nachlebte, gesprochen haben können. Auf die Frage seines frommen Freundes Boesen, wie es ihm gehe, hat Kierkegaard erwidert: „Schlecht; es ist der Tod, bete für mich, daß er schnell und gut komme... ich war für die Vorsehung ein Spiel; sie warf mich hinaus, und ich sollte benutzt werden; so ging es einige Jahre, dann pardauz, falle ich, die Vorsehung streckt die Hand aus und nimmt mich in die Arche hinein". Das Christliche als ein Besonderes sprach sich nur in Kierkegaards Bereitwilligkeit aus, das heilige Abendmahl zu nehmen. Doch bedingte er sich auch hier aus: „Aber nicht von einem Pfarrer".

In seinem Buche über Sören Kierkegaard, diesem freilich kaum gerecht werdend, meint O. P. Monrad: „Kierkegaard ging ohne weiteres von der Objektivität der Dogmen als etwas ein- für allemal Festgenageltem und Unantastbarem aus". Theodor Haecker aber, der wie kein zweiter Kierkegaard geistig erlebt hat, sagt von diesem: „Er ist das" (nämlich: reiner Dogmatiker des Christentums) „nie gewesen, und es gehört mit zu seiner Größe und seiner Bedeutung, daß er es nie sein gewollt hat". Immerhin hat Kierkegaard manches geschrieben, das den Anschein erwecken kann, als gehöre er zu den Dogmatikern des Christentums. Das gilt auch für seine Bemerkung: „Die Bibel-Erklärung der Mittelmäßigkeit erklärt und erklärt Christi Worte so lange, bis sie ihr Eigenes, das Geistlose (Triviale) aus ihnen herausbekommt... Es entgeht der Mittelmäßigkeit ganz, daß hiedurch eine neue Schwierigkeit geschaffen wird, die Schwierigkeit, die wohl zum Lächerlichsten gehört, das sich denken läßt: daß sich nämlich Gott habe gebären lassen, daß ‚die Wahrheit' zur Welt gekommen sei, um triviale Bemerkungen zu machen". Denn da könnte man doch einwenden, daß alles von der Beschaffenheit des Gottesglaubens abhängt, und daß die Mittelmäßigkeit, die die Bibel solange erklärt, bis sie ihr eigenes Triviale herausbekommt, auch durch den Dogmenglauben dieses ihr eigene Triviale nicht entfernt. Und vor allem: daß das Geistige und Religiöse nicht objektiv aufgefaßt werden kann.

Solange es einer nur objektiv auffaßt, ist er noch nicht religiös. Darauf scheint mir auch von Christo selber immer wieder hingewiesen, wenn er sagt: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" Mit dem zuletzt Gesagten bin ich wohl wieder bei Kierkegaard und nicht gegen ihn. Nur darf nicht darüber hinweggesehen werden, daß an der Mittelmäßigkeit eben alles mittelmäßig sein muß, was sie, wo immer sie einsetzt, herausbekommt. Darum kann die Mittelmäßigkeit durch ihre Bibelerklärung nicht viel verlieren, weil sie mit dem Verlieren ihres Dogmenglaubens wenig verloren hätte. Auch kann es sich hier wohl nur darum handeln, die Bibelerklärung der Mittelmäßigkeit nicht zum Dogma zu machen, was am besten dadurch verhütet wird, daß man keine Bibelerklärung zum Dogma macht. Der Verkündigung des Geistigen und Religiösen und damit auch dem Christlichen gegenüber muß eben jeder für sich danach streben, Ohren zu haben, die hören. Was ich nun aber dem ganzen religiösen Schrifttum Kierkegaards gegenüber wiederholen möchte, ist: daß das Christliche nicht mehr sein kann als das Geistige und Religiöse von jeher, ja, daß aus Kierkegaards Hauptgedanken vielfach dasselbe hervorgeht; denn sie sagen vom Christentum aus, was auch für das von jeher Geistige und Religiöse volle Gültigkeit hat. So zum Beispiel: „Das Christentum ist Geist, die Nüchternheit des Geistes und die Redlichkeit der Ewigkeit" (was als Alpha und Omega von Kierkegaards Auffassung gilt). Oder: „Siehe zu, daß du Jesum Christum lieben kannst". Denn, wenn gefordert würde, was gefordert werden mußte, bevor Christus lebte: Siehe zu, daß du Gott lieben, daß du dich Gott anheimstellen kannst, so ist damit, auch christlich gewertet, gewiß nicht weniger ausgedrückt. Um aber auch dem scheinbar spezifisch Christlichen an Kierkegaard begegnen zu können, sei hier herausgegriffen, was O. P. Monrad als den Ausdruck der „religiös bestimmten Redlichkeit" Kierkegaards dahin zusammenfaßt: „ein redlicher, lebendiger Christ zu werden — als der ‚einzelne' auf den 70.000 Faden Wasser, dem Paradox gegenüber — mit dem Vorbilde, Christo, gleichzeitig — als Sünder in Angst, verzweifelt, zum Tode krank, sich in dem Christentum des neuen Testaments einübend,

der Christenheit gegenüber ein Märtyrer — Liebestaten ausführend — bis man am Ende, den Glauben von aller Reflexion trennend, an den Fuß des Altars zurückkehrt, um dort durch die volle Sündenvergebung in der Liebe des unveränderlichen Gottes auszuruhen!"

Darauf erwidere ich: Das, was vom redlichen, lebendigen Christen gesagt ist, muß ohne weiteres auch für den redlichen religiösen Menschen von jeher gelten: daß er als der Einzelne dem Unermeßlichen ausgesetzt ist, gleichsam auf den 70.000 Faden Wasser, dem Paradox gegenüber. Denn das Unbegreifliche begreifen lernen durch Aufgeben des Begreifens, diese Forderung erhebt sich vor jedem Menschen, der sich allein Gott gegenüber gestellt sieht. Das besagt aber, daß zur Anbahnung eines wahren Gottesverhältnisses der Mensch nicht erst des Glaubens an die Menschwerdung Gottes bedarf. Denn selbst mit Christo als dem Vorbild müßte dem Einzelnen das Gottesverhältnis Christi des Menschen, und nicht die Menschwerdung Gottes vorgebildet erscheinen. Und insoferne es als sicher gelten darf, daß auch der Reine Mensch dieses Gottesverhältnis erfüllend darzutun vermöchte, müßte auch ihm gleich Christo die Bedeutung zuerkannt werden, ein erfüllendes Vorbild zu sein. Zwischen dem redlichen religiösen Menschen mit dem Reinen Menschen als Vorbild und dem redlichen lebendigen Christen mit Christo als Vorbild wäre demnach noch kein Unterschied. Nun tritt aber das Moment der Sünde hinzu. Der Christ fühlt sich als Sünder und als solcher in Angst, verzweifelt, zum Tode krank, bis er endlich an den Fuß des Altars zurückkehrt, wo ihm Sündenvergebung zuteil wird mit der Aussicht, so zu einem Ausruhen in der Liebe Gottes zu kommen.

Wenn hier von einer Rückkehr des Christen an den Fuß des Altars die Rede ist, so ist das freilich nicht im kirchlichen Sinne, sondern als sinnbildlicher Ausdruck der völligen Unterwerfung Gott gegenüber zu nehmen. Denn der Christ Kierkegaards lebt sein Christenleben ohne die Kirche, soweit sie Institution ist, und ohne Altar, zu dem Stufen emporführen. Aber daß man sich Gott unterwirft als Sünder, das ist vielleicht bezeichnend für Kierkegaard und zugleich ein Besonderes am Christlichen. Nun will ich ja nicht behaupten, daß mir diese

Auffassung im Grunde unrichtig scheint; nur für dort scheint sie mir fragwürdig, wo sie zur Hauptsache am Christlichen gemacht wird. Denn dort ist man bald auch schon so weit, daß man, um Christ sein zu können, unbedingt erst Sünder sein muß; wobei das Sündigen immer mehr als eine selbstverständliche Sache erscheint, wartet doch schon auf einen die Sündenvergebung. Aber das weist deutlich auf die Nähe der offiziellen Kirche, die Weltbildung ist und ihre Macht nicht zum wenigsten dem Umstand verdankt, daß sie Sünden vergibt.

Mit dieser Auffassung des Sünderseins hat Kierkegaard freilich nichts zu tun. Aber das Hervorkehren von Sündersein und Büßerdrang hat, besonders in unserer Zeit, zumeist so viel Unverbindliches an sich, daß es mir in jeder Form etwas geworden ist, dem ich gerne aus dem Wege gehe. Hat sich doch schon der christliche Allerweltsjude die Sünder- und Büßerrolle zugelegt. Aber auch ein Künstlermensch vom Range Richard Wagners, der seinem wahren Wesen nach vielleicht einem Kirchlichen, nie aber dem Christlichen Christi zuneigte, gefiel sich im Alter in der Verherrlichung des Büßermotives und im Verwerfen der Fleischeslust. Dabei gilt mir als gewiß, daß er, mit neuer Jugend in die Welt gestellt, sein früheres Leben und Schaffen wieder aufgenommen hätte. Damit ist aber gesagt, daß dieser Büßersinn an Richard Wagner noch lange nicht das wahre Christliche, ja daß er eigentlich noch nicht einmal Widerweltsinn war.

Neuestens und in nächster Nähe war es die Menschen- und Dichtererscheinung Georg Trakls, die mir, nicht unähnlich der Verlaines, das Christliche als ein Beherrschtsein vom Gefühl, Sünder zu sein, vor Augen rückte. Ja, meiner Wahrnehmung nach sah Trakl das Entscheidende für das Christliche darin, daß man sich einem verworfenen Geschlechte zugehörig fühle. Doch mit einer solchen Auffassung enthüllt man nicht das Wesen des Geistigen und Religiösen und damit nicht des wahren Christlichen, sondern verhüllt es eher, indem man dabei allzu leicht geneigt wird, das ganze Leben als verworfen, als verloren anzusehen, was wiederum zur Folge hat, daß man auch dem erkannten Bösen in sich die Zügel schießen läßt. Es liegt eine tiefe innere Inkonsequenz im Verhalten eines sogearteten Menschen, wenn er einerseits mit der betonten Erkenntnis, einem ver-

worfenen Geschlecht anzugehören, in nahezu aggressiver Weise den Anspruch erhebt, auch das Christliche zu verkörpern, anderseits aus eben derselben Erkenntnis die Berechtigung schöpfen will, dem Bösen in sich freien Lauf zu lassen. Wenn sich das in solcher Form auch nicht von Trakl behaupten läßt, so ist, was mir in diesem Sinn zu denken gab, doch dem Besonderen seiner menschlichen Erscheinung zuzuschreiben. Freilich, vor seiner seltenen Dichterbegabung erscheinen alle Flecken an jener wie getilgt. So reinigt wirklich Sühne ein Aussehen von Schuld. Und Verfall der Menschennatur, wie er meines Erachtens der geschilderten Auffassung des Christlichen vorhergehen muß, ist geistig und religiös gesehen auch Schuld. So konnte Trakl in Wahrheit zu sich sagen: „Dein Gedicht eine unvollkommene Sühne." Für den wahrhaft geistigen und religiösen Menschen aber, für den Geistesmenschen oder Christen, für den Menschen, der das Christliche oder Religiöse existenziell lebt, bedeutet ein Gedicht niemals Sühne einer Schuld, eher neue Verschuldung, weil schon der Umstand, daß etwas als Gedicht sich gibt, die Voraussetzung für eine Einwertung schafft, bei der ein in religiöser Hinsicht Nebensächliches als Hauptsache angesehen wird. Das vorbildliche Geistige und Religiöse, wie das vorbildliche Christliche, muß an das Existenzielle so sehr gebunden bleiben, daß jeder Versuch, es irgendwie in Kunst zu formen, eine Entstellung seines Wesens bedeuten müßte. Man stelle sich nur vor: es würde ein Gedicht aufgefunden, das nachweislich Christum oder einen Reinen Menschen der Vorzeit zum Verfasser hätte. Könnte da Christus oder der Reine Mensch noch das vorbildliche Vorbild sein, dessen Leben ein Aufgehen in das Unbedingte bedeutet, oder dessen Speise ist, daß es den Willen des Schöpfers tut? Dem erfüllenden Geistigen und Religiösen gegenüber haben Kunst und Dichtung keine Existenzberechtigung. Das heißt hier: Was Kunst und Dichtung existenziell berechtigt macht, verliert sich dort, wo das Geistige und Religiöse existenziell erfüllend auftritt, weil, wer zur wahren Wirklichkeit gefunden hat, nicht mehr der Wegweisung zu ihr bedarf. Und Kunst und Dichtung sind im besten Falle solche Wegweiser, da sie die wahre Wirklichkeit höchstens als Erinnerung oder als Vorstellung in sich tragen. Denn diese Wirk-

lichkeit ist geistig und religiös gesehen noch immer das Wort, das im Anfang und bei Gott war, und das heute noch genau so ist, wie es im Anfang war, und auch noch dort ist, wo es im Anfang war. Das bedeutet aber, daß diese Wirklichkeit, als die einzige geistige Realität, dahin streben muß, zu dem zu finden, was Gott will, weil immer noch nur das geschieht, was Gott zuläßt oder will. Wenn heute im Hinblick auf den Weltkrieg, im Hinblick also auf das größte Verbrechen, von Menschen an der Menschheit begangen, das Gegenteil anzunehmen wäre — weil doch so viel geschehen ist, was Gott nicht gewollt haben kann — so hätte man für dieses Geschehen doch das maßlose Eigenwollen der Menschen dieser Welt verantwortlich zu machen, das zu einem völligen Aufgehen in das Bedingte führte; sodaß von diesen Menschen gesagt werden kann: ihre Speise war, eigenwillig gegen den Willen Gottes, des Schöpfers, zu tun. Und diesem Tun, dem Eigenwollen der Menschen gegen Gottes Willen, mußte Gott doch wahrlich also begegnen: zuzulassen, was er nicht gewollt hat.

Das Wollen erscheint somit gleichsam als der Erwecker alles Tuns; demzufolge hat das Nichttun zur Voraussetzung ein Nichtwollen. Wenn nun der Reine Mensch, das fernöstliche Vorbild, das Nichttun zur Grundlage für das gedeihliche, das ist: für das geistige und religiöse Leben nimmt, so ist damit eigentlich die Verleugnung des Eigenwollens als Grundlage für ein solches Leben gesetzt. Genau dasselbe aber lehrt Christus, das christliche Vorbild, mit seinem Bekenntnis: Meine Speise ist, daß ich den Willen meines Vaters tue. Also wiederum eine entscheidende Uebereinstimmung des fernöstlichen mit dem christlichen Vorbild hinsichtlich der Grundlage für die Gestaltung des Lebens. Wohingegen die Bewußtheit des Sünder- und Büßermomentes im Menschen durchaus nicht genügt, sein Leben auch zu einem wahrhaft geistigen und religiösen, und damit zu einem christlichen, zu gestalten. Selbst die Sünder- und Büßergestalten des großen Dostojewski, deren geistiger Lebensgehalt zweifellos den rationellen Lebensbetrieb der westlich orientierten und zivilisierten Menschen (die ihre Religion von einer völlig erkalteten Kirche beziehen wie billige Ware von einem Ausverkauf) weit überragt, vermögen im allgemeinen nur Bruch-

stücke einer christlichen Lebensgestaltung zu geben. Gerade weil das Sünder- und Büßersein an ihnen zum Entscheidenden wird, bleiben sie allzu dauernd Sünder und Büßer, fristen sie gleichsam fortgesetzt ihr Leben als Sünder und Büßer. Das ungeahnte Fallen, das niemandem erspart bleibt, und dafür büßen zu müssen, was einem auch nie erspart bleibt, ist etwas anderes. Aber gleichsam Sünder bleiben, oder das Sündertum allzu stark hervorkehren, um im Büßen aufgehen zu können: so zu leben, kann mit einem Leben im Geist und in der Wahrheit, der Hauptsache nach, nicht gemeint sein. Denn dieses Leben müßte ein Leben möglichst nach dem Vorbild sein, und das Vorbild steht außerhalb von Sünde und Buße.

Darum wittere ich hier, daß der besonderen Betonung des Sünder- und Büßermoments als einer unerläßlichen Voraussetzung für die wahre christliche Bewegung im Menschen (was dem Evangelium als einer frohen Botschaft so wenig entspricht und aus den Evangelien auch nicht hervorgeht) eine Absicht der Kirche zugrundeliegt, die Absicht, den Menschen, der vom Weltlichen zum Geistigen, von Trug und Lüge zur Wahrheit, vom Schein zum Sein findet und sich daher als Sünder fühlen muß, dauernd in die Zwangsjacke des Büßers zu stecken, um sich ihn als Gefahr fern zu halten. Denn eine Gefahr für die Kirche bedeutet ein solcher Mensch immer, weil, wenn er wirklich zum Geistigen und Religiösen gefunden hat, er sich auch von der Ordnung dieser Welt, die wider Gottes Ordnung ist, abwenden muß, aber nicht von der Erde, nicht von der Schöpfung Gottes. Die Büßerrolle, die ihm zur Sühne seiner Sünden auf Lebenszeit zugedacht ist, soll wohl dem wahrhaft religiösen Menschen keine Muße lassen, zu erkennen, daß die Kirche von der Art dieser Welt ist. Den Weltleuten aber, die zu ihr stehen, erweist die Kirche die Gnade, daß sie sich nicht ernstlich als Sünder und auch nicht als ernstlich bußbedürftig zu fühlen brauchen, eben mit Rücksicht darauf, daß sie zur Kirche stehen. Diese falschen Christen sind eben immer zu sehr Anhänger der Ordnung dieser Welt, um je eine Gefahr für die Kirche zu werden; so kann sie die Kirche begünstigen. Die Menschen Dostojewskis jedoch wären wahrhaft religiös und damit christlich genug, um der Kirche gefährlich werden zu können; aber sie räumen dem

Sündersein in sich allen Platz ein, damit sie des Büßens nie müde zu werden brauchen. So existieren diese Menschen gleichsam außerhalb der Kirche, ohne gegen sie zu sein. Und die Kirche ist schon zufrieden, wenn es ihr gelingt, Menschen, die so offenkundig den Widerweltsinn an sich tragen, sich gleichsam vom Leibe zu halten. (So würde beispielsweise auch die Existenz einer Sonja von der Kirche nicht beachtet werden, und doch könnte gerade Sonja, die sich verkauft, um ihre kranken Angehörigen vor dem Verhungern zu erretten, die weiter lebt und leidet und liebt und büßt, dieses große vergeistigte Stück eines zerbrochenen Lebens ganz gut auch für die wahre christliche Auffassung eine kleine Heilige sein.)

5.

Mit dem Gesagten habe ich die Richtung meines Stellungnehmens gegen Kierkegaard zu verdeutlichen versucht. Denn auch Kierkegaard will, daß das Christliche der Hauptsache nach als ein Leiden, Büßen, Absterben für dieses Leben erkannt werde. Er sagt: „Die Wahrheit nämlich ist, daß ein Christ werden heißt, für dieses Leben, menschlich geredet, unglücklich werden; und zwar wirst du (menschlich geredet) für dieses Leben umso unglücklicher werden, in diesem Leben umsomehr zu leiden bekommen, je mehr du dich mit Gott einlässest, je mehr er dich liebt". Ja, Kierkegaard geht noch weiter; er sagt: „Im Sinne des Neuen Testaments Christ zu werden, ist eine so radikale Veränderung, daß, nur menschlich geredet, eine Familie kein schwereres Leid treffen kann, als wenn eines ihrer Angehörigen Christ würde." Und er behauptet: „Im Neuen Testament ist nach Christi eigener Lehre das Dasein des Christen, bloß menschlich geredet, eitel Qual, eine Qual, gegen die alle anderen menschlichen Leiden fast nur Kinderspiel sind. Christus redet ganz offen davon, daß seine Jünger das Fleisch kreuzigen, sich selbst hassen, für die Lehre leiden müssen, daß sie weinen und heulen werden, während die Welt sich freut; er stellt dem Jünger die Leiden in Aussicht, die das Herz am tiefsten verwunden: daß er Vater und Mutter, Weib und Kind hassen müsse, daß er ein Wurm sein werde und kein Mensch. So beschreibt ja die Schrift das Vorbild, und ein Christ sein, heißt dem Vorbild gleichen". Und Kierkegaard ver-

weist auf die „schrecklichen Kollisionen, in denen das Neue Testament lebt und webt".

Schon meine Studie „Der Christ Kierkegaards" bringt Argumente, die gegen diese Auffassung sprechen. Vor allem kann nicht gesagt werden, daß es „menschlich geredet" oder menschlich betrachtet so ist. Es müßte heißen: weltlich geredet, weltlich betrachtet, das wiederhole ich hier. Denn es ist ein großer Unterschied, ob man für diese Welt abstirbt oder überhaupt für dieses Erdenleben, das zu leben schon im Anfange, als das Wort noch bei Gott war, die Bestimmung des Menschen war. Denn für dieses Leben, das ihm mit seinem Erschaffensein gegeben ist, hat der Mensch nicht abzusterben, er hat es zu leben. Diese Welt erhält sich dadurch, daß sie die Menschen anhält, wider das Ordnende von jeher, wider Gottes Ordnung zu leben. Demnach bedeutet „für diese Welt leben", geistig und religiös gesehen, eigentlich ein Nichtleben, ein Leben, von dem abzukommen jeder nötig hat, der das wahre Leben aufnehmen will. Denn das wahre Leben muß darin bestehen, daß man das S e i n lebt, nicht den Schein, und es gibt, wiederum geistig und religiös gesehen, nichts, was wahrhaft ist, das wider das Ordnende von jeher, das wider Gottes Anordnung wäre. Darum ist es verfehlt zu sagen, ein Christ werden oder nach dem Neuen Testament zu leben, bedeute, m e n s c h l i c h g e r e d e t, für dieses Leben unglücklich werden, als stünde der Mensch von jeher auf Seite dieser Welt und nicht auf Seite der Natur als Schöpfung, das ist: auf Seite Gottes, des Schöpfers. Wie ich es sehe, muß, wo das wahre Menschliche durchbricht, der Mensch dem Weltlichen, und damit dieser Welt, sich immer mehr entzogen haben. Denn diese Welt ist wider den Menschen, der ursprünglich bei Gott war; und der immer noch, je mehr er Mensch wird, sich zu Gott, zum Unbedingten, zum Ewigen, hingezogen fühlen muß. Wenn vom Leben dieses Menschen, der zu Gott als dem Unbedingten heimgefunden hat und diese Heimfindung als das wahre Sein nun existenziell erfüllend lebt, gesagt ist, daß es den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit war, so ist damit wohl nur gesagt: daß es den weltlichen Genußmenschen als eine Torheit und den verkirchlichten Weltmenschen als ein Aergernis erscheinen müsse, heute noch wie

damals, als Entartung die Juden zu verkirchlichten Weltmenschen und Verfall die Griechen zu weltlichen Genußmenschen gemacht hatte. Die zitierte Auffassung hat durch diese Einschränkung an wesentlicher Richtigkeit nichts eingebüßt, eher zugenommen; denn die Christenheit von heute hat die Entartung der Juden wie den Verfall der Griechen übernommen, und dem Normalchristen von heute, das heißt: dem denkbar verweltlichtesten Menschen, müßte eine geistige Besinnung, auf Grund deren einer zu Gott als dem Unbedingten zurückfände und das wahre Sein lebte, völlig unfaßbar und zugleich als das größte Aergernis und die größte Torheit erscheinen. Denn diese Welt ist und bleibt w i d e r den Menschen, wie sie wider Gott als den Geist und den Schöpfer ist; da ja der Mensch, je mehr er zu sich selber kommt und Mensch wird, sich auch als ein Werk erweisen muß, das für seinen Schöpfer zeugt.

Kierkegaard nun ist bei seiner Auslegung des Neuen Testaments leidenschaftlich von der Absicht geleitet, die Menschen zur Einkehr und Umkehr zu bewegen. Zu diesem Zwecke verschärft er gleichsam die Strenge der christlichen Forderungen. Er gesteht das übrigens selbst ein, wenn er auf dem Todbett seinem Freund Boesen, der ihn zu einer Milderung von Aussprüchen zu bewegen versucht, die „offenbar allzustreng" wären, die Antwort gibt: „So soll es auch sein, sonst hilft es nichts; ja freilich, wenn die Bombe springt, muß es so sein!" Das Markus-Evangelium aber, das wahrscheinlich den beiden anderen zur Grundlage diente, spricht sich bezüglich der Nachfolge nur so aus: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. Denn wer sein Leben will behalten, der wirds verlieren; und wer sein Leben verliert, um meinet- und des Evangeliums willen, der wirds behalten. Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden". Und wo in den Evangelien vom Hassen die Rede ist, ist dieses immer der Liebe untergeordnet, ja gewissermaßen von Liebe heraufbeschworen. Demnach wäre nur das zu hassen, was der Liebe zu Gott, der Hingebung an Gott als den Unbedingten, entgegenwirkt. Und ein solches Entgegenwirken müßte der gottbeflissene Mensch auch an der Familie, an Vater und Mutter, an Weib und Kind,

hassen, als Verführung zu einem allzu Bedingten, Unbeständigen, Trügerischen, als Verführung zur Weltlichkeit und damit zu völliger Verarmung seines inneren Selbst. Aber alles das lehrt, ja fordert auch der Taoteking, als der Anschluß an das Gesetz, der in fernöstlicher Art und Weise die Nachfolge festzuhalten versucht, die den Reinen Menschen der Vorzeit zum Vorbilde hat. Dieser Anschluß führt zur Verleugnung des äußeren Selbst, des Selbstwollens; er verhält den Menschen, auch das Leid auf sich zu nehmen und dem Unbedingten nachzuwollen. Er bewegt ihn, sich nicht zu behalten, um sich nicht zu verlieren, und durch Selbstpreisgabe sich zu erhalten. Er bestimmt ihn, das Leben nicht zu lieben und den Tod nicht zu hassen. Denn den Tod hassen hieße: des wahren Lebens, als eines Aufgehens in das Unbedingte, nie inne werden; und dieses allzu zeitliche Leben lieben, hieße: das wahre Leben, das Aufgehen in das Unbedingte, nicht lieben. Und wer dies alles beherzigte, wüßte auch, daß es nichts hälfe, wenn er die ganze Welt als das Vergänglichste und Trügerischeste gewönne, da er dabei Schaden nähme an seiner Seele durch die Bereitschaft, sich dem Unvergänglichen zu entziehen.

6.

Kierkegaard hat viel von Paulus an sich. Aber Paulus ist in religiöser Hinsicht Reaktionär; das sollte nicht außeracht gelassen werden. Der Steinigung des Stephanus hatte er noch als der Pharisäer Saulus beigewohnt. Doch der standhafte Märtyrertod des verzückten Jünglings ließ ihn völlig unbewegt; ja die Apostelgeschichte berichtet: „Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem (des Stephanus) Tode".

Wenn ich mir das vorstelle: Fanatische Kirchenleute, denen ein junger, für Christi Leben und Lehre entflammter Mensch ihr völlig verweltlichtes Dasein vor Augen rückt, steinigen diesen Menschen zu Tode, und ich habe bisher zur Gesellschaft dieser Kirchenleute gehört, so hätte mich — so viel kann ich von mir aussagen — der Anblick dieses Schauspiels sofort von ihnen abbringen müssen. Nicht so den Saulus, der so fanatisch war, zu wähnen, es sei dem unkirchlichen Menschen mit dem Gesteinigtwerden recht geschehen. Erst später bringt ihn ein wunderbares Erlebnis zur Besinnung. Nun regt sich in ihm ein heftiger Drang

des Wiedergutmachenwollens. Dem sucht er dadurch zu genügen, daß er sich der Forderung dieses Erlebnisses, das ihn, was er bisher verfolgt hat, als das einzig Wahre und Lebenswerte erkennen läßt, auf das entschiedenste unterwirft. So konnte der fanatische Pharisäer Saulus zu einem Paulus werden.

Damit soll gesagt sein, daß in der Auffassung des Paulus, der von nun an als ein Knecht Jesu Christi das Evangelium verkündet, dieses sich nicht mehr völlig mit dem decken konnte, was Christus lehrte; denn die Natur des Paulus als eines Reaktionärs, die der Natur Christi entgegenkam, ohne ihr zu gleichen, konnte das von Christo Verkündete schließlich nur so bedingt weiter verkünden, wie es der Redlichkeit ihrer Erregtheit entsprach. Denn man kann ein Geistiges und Religiöses von sich aus nur in dem Maße weitergeben, als man seiner in sich habhaft geworden ist. Den außerordentlichen Geistesgaben des Paulus soll damit kein Abbruch getan, sondern nur daran erinnert werden, daß sie ihrem Wirkungsdrange nach einer Sühneleidenschaft entsprossen sein mögen. Sie dürfte wohl auch als die Quelle des Eifers zu betrachten sein, den Paulus in der Verkündigung zu betätigen genötigt war, um sich Jesu, dem er einst todfeindlich gegenüberstand, mit aller Macht angeschlossen zu halten.

So erklärt sich die bewegtere und mehr entschiedene Weise des Paulus im Verkünden der Lehre Jesu, die jedoch der hohen Gelassenheit Jesu gegenüber im Lehren und Leben des von jeher Geistigen und Religiösen wie ein Bedingtes sich ausnimmt, das eben, weil es noch zu wenig in das Unbedingte aufging, der äußeren Entschiedenheit zur Festigung seines Bestandes bedurfte. So sehr darum die auffällige Entschiedenheit an Paulus (die sich auch den Aposteln gegenüber bemerkbar macht, so daß er schließlich als der eigentliche Apostel in Geltung bleibt) durch seine ganze Persönlichkeit gerechtfertigt erscheint, der Erscheinung des Herrn gegenüber erweist sie ihre Begrenztheit. Denn die Erscheinung eines R e i n e n M e n s c h e n, dem Gott noch eingeboren ist wie am ersten Tag der Vollendung der Schöpfung, da Gott sah, daß alles sehr gut war, die Erscheinung eines solchen Menschen nach Gottes ganzem Wohlgefallen kann durch menschliches Hinzutun nicht gewinnen, durch menschlichen Feuereifer nicht erhellt werden, auch durch die Hingegebenheit

eines völlig ergebenen Knechtes wie des Paulus nicht. Darum bleiben auch für Christi Wesen und Lehre und damit auch für die Nachfolge Christi die Evangelien immer noch maßgebender als deren Verkündigung durch Paulus, wiewohl dessen leidenschaftliche Geistigkeit oft genug zum wahren Reinen Menschen vorgedrungen ist. Manche Sätze aus den Paulinischen Briefen könnten dem Taoteking entnommen sein. So die Stelle, wo der Apostel in geistiger Egriffenheit, sich selber gleichsam anspornend, von sich aussagt: „Mitten hindurch durch Ehre und Schande, durch böse und gute Wertung, als ein Verführer und doch wahrhaftig, als ein Unbekannter und doch erkannt, als ein Verscheidender und siehe, doch noch am Leben, als ein Betrübter und doch allezeit fröhlich, als ein Armer, der doch viele reich macht, als einer, der nichts hat und alles besitzt". Oder auch, wenn gesagt ist: „Der Geistesmensch ergründet alles, ihn selber aber kann niemand ergründen." Oder der herrliche Ausspruch: „Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark". Derartige Stellen, die mit Aussprüchen im Taoteking völlig in Einklang stehen, gibt es noch genug. Umsomehr berührt es merkwürdig und widerspruchsvoll, wenn Paulus sich und seinen Geistesmenschen zum natürlichen Menschen in Gegensatz bringt. Vielleicht ist hier in der Uebersetzung geirrt worden, oder es hat die Kirche mit Absicht den Urtext verfälscht, oder es ist der Begriff „natürlich" in sehr unterbundener Bedeutung gebraucht. Denn der Geist ist nicht Gegensatz zur Natur, und darum auch das Geistige und Religiöse nicht Gegensatz zum Natürlichen. Und wenn es wirklich Paulus ist, der die Natur im Gegensatz zum Geiste erblickt, muß er durch etwas Entscheidendes beeinflußt worden sein, dessen Einfluß in den Evangelien nicht zu spüren ist. Das besagt hier: daß Paulus an entscheidender Stelle von Christo abgerückt sein müsse, der die Natur niemals in Gegensatz zum Geiste stellt. Der einzige Ausspruch Christi, der dagegen sprechen könnte, wäre der: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach", womit jedoch nur bedeutet ist, daß das Fleisch dem Geiste und nicht der Geist dem Fleische untertan sein soll, wie es ja auch der Begriff der Wohlgeratenheit vom natürlichen Menschen verlangt. Anstatt „der natürliche Mensch" als Gegensatz zum Geistesmenschen, müßte daher gesagt wer-

den: der verweltlichte Mensch, der bloße Fleischesmensch oder Genußmensch; denn an dieser Menschengattung scheint wahrlich aller Geist, den sie aufbringt, nur dazu da, das Menschliche immer mehr dem Weltlichen auszuliefern, dem auch das Kirchliche sich zugesellt hat. Darum ist es verfehlt zu sagen: „Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes", da doch die ganze Natur als Schöpfung von Gott als dem Geiste ausgegangen ist. Und wer sollte diese Natur als Schöpfung besser wahrnehmen und in sich aufnehmen können, in all ihrer Unermeßlichkeit und Unerforschlichkeit, als der natürliche Mensch, der von dieser Welt noch nichts angenommen hat, und der immer noch mit der Natur, als der Schöpfung um sich, im Bunde ist, sich selber als Schöpfung Gottes weiß und diesem seinem Schöpfer sich anheimgegeben fühlt?

Ich habe hier Paulus herangezogen, weil Kierkegaard den natürlichen Menschen in der Auffassung des Paulus übernommen hat. Daß Kierkegaard in vielem an Paulus erinnert, wurde schon erwähnt. Seine außerordentlichen Geistesgaben sind wie die des Paulus von tiefer Leidenschaftlichkeit gleichsam in Bewegung gesetzt. Es ist ein mächtiger Ansporn da, der ihn wie Paulus nicht zur Ruhe kommen läßt, und beide häufen gleichsam drohendes Gewölk um die Erdenlandschaft des Menschen. Die Evangelien dagegen lassen den Himmel der Erdenlandschaft ungetrübt. Nicht etwa, indem sie den Menschen dem Leid entfremden, sondern indem sie den Frieden auf Erden lehren, der dadurch zu erringen ist, daß jeder willig sein Kreuz — das ist: sein Leid — auf sich nimmt, als auferlegt von dem, der alles am besten zu lenken weiß. Der Anschluß an das Gesetz erfordert dieselbe Willigkeit.

Mein Glaube bedürfte der Stütze solcher Uebereinstimmung nicht mehr, denn das Christliche hat für mich nur mehr Bedeutung als das Geistige und Religiöse von jeher, und dieses sehe ich auch im Taoteking der Hauptsache nach untergebracht. Daher auch mein Glaube unbedingt daran festhält: daß, was das wahre Christliche wie was der Anschluß vom Menschen fordert, der Hauptsache nach dasselbe sein muß. (Daß das Kirchenchristliche nicht dasselbe ist, ist selbstverständlich; wurde der Mensch doch durch nichts vom wahren Christlichen so weit entfernt, wie

gerade dadurch, daß das Kirchenchristliche von der Kirche für das Christliche ausgegeben wurde. Nach dieser Richtung ist auch die Sache für mich erledigt.)

Aber der Vorstellung Kierkegaards nach ist auch der Reine Mensch dem Christen oder Geistesmenschen nicht gleichzustellen. Nun weiß ich freilich nicht, woher Kierkegaard vom Reinen Menschen Kenntnis hatte, und ob ihm aus dem, was er kennen lernte, eine genügende Vorstellung vom Reinen Menschen erwuchs. Darum kann ich auch seinem christlichen Vorbild nur den Reinen Menschen, wie ich ihn sehe und dargetan habe, entgegenstellen oder (was gleichbedeutend ist) seinem Christentum das Menschentum, das aus dem Anschluß an das Gesetz hervorgeht. Nun habe ich aber schon die Forderungen, die dieser Anschluß, wie auch jene, die das Evangelium an den Menschen stellt, der Hauptsache nach als übereinstimmend nachgewiesen. Und gesetzt den Fall, daß diese Uebereinstimmung wirklich besteht und nicht bloß von mir wahrgenommen ist, mag Kierkegaard entweder der Vorstellung vom Reinen Menschen doch zu flüchtig begegnet zu sein, oder er muß an seinen Christen Forderungen gestellt haben, die sich mit denen des Evangeliums nicht völlig decken. Eine derartige Inkongruenz der Forderungen wird oft schon durch deren einseitige Betonung bewirkt. Große Leidenschaftlichkeit führt leicht zu solcher Betonung. Wenn man von den Evangelien her zu Paulus kommt, ist diese einseitige Betonung auch herauszuhören; wenn man von jenen zu Kierkegaard kommt, vielleicht noch mehr. Solche Betonung, als von persönlicher Leidenschaftlichkeit ausgelöst, bringt in das, was sie bezeugen will, die Entschiedenheit der Leidenschaftlichkeit, also eine bedingte Entschiedenheit, und macht es dadurch bedingt. Was aber unbedingt ist, bedarf keiner Leidenschaftlichkeit, um die größte Entschiedenheit in sich zu tragen. Auch ist nicht außeracht zu lassen, daß die Leidenschaftlichkeit wohl einen Kraftzuschuß für die geistige Bewegung, aber nie deren Ziel bedeuten kann. Vielmehr muß sie dort, wo das Geistige und Religiöse erfüllend gelebt wird, sich wieder verlieren und außerdem, was hier sehr in Betracht kommt: sie muß genährt werden. Nun sprechen beide, Paulus wie Kierkegaard, von einem Pfahl im Fleisch. Kierkegaard bekennt auf seinem Sterbebett: „Ich

hatte einen Pfahl im Fleisch." Und Paulus schrieb an die Korinther: „Auf daß ich mich meiner hohen Offenbarungen wegen nicht überhebe, ist mir ein Pfahl ins Fleisch gegeben." Was mit dem Ausdruck „Pfahl im Fleisch" im Besonderen gemeint sei, ist hier Nebensache. Ich halte mich daran, daß etwas, was von einem Menschen als Pfahl im eigenen Fleisch empfunden wird, auf sein ganzes Wesen, also auch auf seine Leidenschaftlichkeit von Einfluß sein muß. Die Aussage des Paulus ist zunächst freilich nur für dessen außerordentliches Selbstbewußtsein als des erwählten Apostels bezeichnend; aber sie verbietet nicht anzunehmen, daß der Pfahl oder Dorn im Fleisch doch auch auf die Leidenschaftlichkeit des Paulus von Einfluß war und damit auch auf die Betonung oder Färbung im Verkünden der Lehre Jesu. Mehr habe ich hier nicht zu sagen.

Bei Kierkegaard ist diese Beeinflussung besser wahrzunehmen und von ihm selbst für den besseren Leser seiner Schriften zugegeben. Ihm ist der Pfahl im Fleisch ein Schuldbewußtsein, das auf ein eminentes Verantwortlichkeitsgefühl, also auf eine hohe geistige Eigenschaft, zurückzuführen ist. Es löst in ihm eine besondere Angst aus, die eben auch als eine Speisung der Leidenschaftlichkeit anzusehen ist, von der wiederum die Betonung oder Färbung im Erfassen wie im Dartun des Geistigen abhängig erscheint. Wenn Kierkegaard — wie Theodor Haecker meint — „von seiner Angst geheilt und vielleicht gerade durch seine Schuld in eine der tiefsten religiösen Wahrheiten eingeweiht" wurde, nämlich in die: „alle Sorge auf Gott zu werfen", so ist damit nicht ein besonderes Christliches, sondern nur das von jeher Geistige und Religiöse ausgedrückt, das der wahrhaft geistige und religiöse Mensch auch von jeher in sich verwirklicht hat. So erfuhr Kierkegaard eigentlich an sich selber, daß das Christliche in einer seiner entscheidendsten Bewegungen kein Besonderes, kein Neues aufweist. Und doch, Kierkegaard macht durch seine einseitige Betonung aus dem Christlichen, dem Geistigen und Religiösen von jeher gegenüber, ein Besonderes, dagegen ich nun Stellung zu nehmen versuche.

7.

Aus den Evangelien geht durchaus nicht hervor, daß Ehe und Zeugung vom Christen eigentlich nur als geduldet anzusehen sind. Die einzigeStelle der Evangelien, die hier in Betracht kommt, ist vielleicht absichtlich dunkel gehalten. Nachdem Christus vorausgeschickt: „Das Wort fasset nicht jedermann", sagt er: „Es sind etliche verschnitten, die sind aus dem Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von den Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen." Mir scheint demnach nur gesagt: daß das Ehelichwerden das Allgemeine von jeher, und das Unehelichbleiben das Besondere von jeher ist; und daß diesem die drei verschiedenen, eben von Christo erwähnten Motive zugrunde liegen können. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Mehrzahl der Apostel verehelicht war, auch Petrus, nach Angabe des Paulus, der von sich aussagt: „Hätten wir nicht das Recht, eine Christin zu heiraten und mitzubringen, wie die anderen Apostel und Brüder des Herrn, auch Petrus?" Doch Paulus empfiehlt mit besonderer Betonung den ehelosen Stand. Und so wahr alles ist, was Paulus von der Ehe sagt, so wahr es im besonderen ist, daß man in der Ehe leibliche Trübsal haben werde, so spricht doch gerade diese Verheißung, geistig und religiös betrachtet, eher noch für als gegen die Ehe, weil der wahrhaft religiöse Mensch, willig sein Kreuz auf sich zu nehmen, auch leiblicher Trübsal nicht ausweichen wird; umso weniger, je mehr er an sich selber das wahre Wort eines wenn auch „antichristlichen", so doch im Grunde religiösen Menschen erfahren hat: daß Trübsal den Glücklichen erhält, daß Trübsal nötig ist, damit der Mensch in seinem Glück sich nicht veräußerliche. Und schließlich muß doch der Mensch in seinem tiefsten Innern sich umso zufriedener, umso heiterer, umso glücklicher fühlen, je mehr er dem zu Willen lebt, nach dessen Willen doch schließlich alles gelenkt wird, das heißt: je williger, je untertäniger er diesem Willen wird, das heißt: je mehr er ein geistiger und religiöser Mensch ist.

Und wenn ich das alles vom geistigen und religiösen Standpunkt aus nicht vorbringen dürfte, so wäre nochmals darauf

hinzuweisen, daß das Neue Testament das Alte zur Grundlage hat, daß dieses mit seinen Prophezeiungen immer wieder als Beweis für Christus als den Messias herangezogen wird. Dieses Alte Testament ist aber zugleich ein monumentales Dartun des Liebeslebens der großen Glaubensmenschen; es sieht den Bund mit dem Weibe als einen Akt nach Gottes Wohlgefallen an, wird doch berichtet, daß Gott der Herr, als er den Menschen geschaffen hatte, sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei." Man beachte, wie die Zeugung in den Mittelpunkt der Geschehnisse gerückt erscheint als das große Weitreichende, das die Beschaffenheit der kommenden Geschlechter auslöst. Auch wird schon aus den Anfängen der Schrift ersichtlich, daß an der Zeugung die Liebe das Amt des von jeher Ordnenden übernimmt, sodaß von jeher die Liebe auch als das sicherste Unterpfand für die Wohlgeratenheit des Gezeugten erscheint. An allem dem vermag selbst das Neue Testament nichts zu ändern, ja aus den Worten Christi über den Geist und das Fleisch geht dasselbe hervor, denn diese Worte besagen nur, daß das Fleisch dem Geiste untertan sein soll; das heißt aber auch: daß einzig die Liebe es ist, die den Geistesmenschen berechtigt, auch dem Fleisch untertan zu werden, weil, wo die Liebe ist, es doch ein Geistiges ist, durch das das Fleisch zur Herrschaft kommt.

Aber trotz aller dieser Vorstellungen fällt es einem schwer, gegen Kierkegaard Stellung zu nehmen. Seine eminente Redlichkeit wie der außerordentliche Lebensernst, der aus seinen religiösen Betrachtungen und Reden auf einen eindringt, verleiht allem, was er in die Wagschale wirft, besonderes Gewicht. Oft wünschte man fast im Hinblick auf die Ordnung dieser Welt, auf die Menschenwüste, die solcher Ordnung entsprossen ist, er behielte in allem Recht. Aber welche Wertung träfe dann die Erde als Schöpfung, die wahre Gotteswelt, in der das von jeher Ordnende doch niemals ausgestorben ist? In der die Elemente noch immer die Elemente sind, von denen sie Leben und Wachstum empfängt und über die der Mensch, der Mensch dieser Welt, doch niemals Macht erlangt. Diese Erde, die, wo sie nicht zu dieser Welt geworden ist, doch noch herrlich ist wie am ersten Tag nach Vollendung der Schöpfung, da Gott selber seine

Freude daran hatte. Darum spreche ich gegen die Verwerfung des Erdenlebens an sich, die von Gott nicht gewollt sein kann, die überall, wo sie anzutreffen ist, gleichsam als Unterton ein Kirchliches mit sich führt, das aller Natur feind ist. Ihm mag auch Kierkegaard zuweilen nicht ferne genug gestanden sein. Wie unbewußt muß ihm, der in seinen persönlichen Ergüssen viel zu religiös ist, um ein Kirchliches aufkommen zu lassen — „die vom Staat geschützten Kirchen in ‚der Christenheit' sind das Zweideutigste, das je existiert hat" — in der Gesamtauffassung doch ein Kirchliches einverwirkt geblieben sein, das ihm das Erdendasein als Frohn in einem „Jammertal", in einer „Strafanstalt", erscheinen ließ. Solche Auffassung findet in den Evangelien kaum eine Stütze, wohl aber in der Jenseitspolitik der Kirche.

Geistig und religiös gesehen, scheint mir auch aller Jammer, alles Leid und alle Trübsal noch nicht zur Verwerfung des Erdendaseins zu berechtigen. Ja, im weltlichen Sinne das Leben nicht zu lieben und den Tod nicht zu hassen, wie es bereits der Reine Mensch der Vorzeit übte, erscheint nachgerade als eine Forderung des Geistigen und Religiösen von jeher, die — geistig und religiös gesehen — zur Stärkung und Bereicherung dieses Erdenlebens beiträgt, dem das Ableben das Gewisseste ist. Darum denke ich, daß Kierkegaard in manchem nicht recht behält. So, wenn er sagt: „Christlich angesehen ist es nichts weniger als die größte Wohltat, einem Kinde das Leben zu schenken (das ist Heidentum!); christlich betrachtet nichts weniger als Gott wohlgefällig, macht es in seinen Augen nichts weniger als angenehm, daß man sich damit befaßt, Kinder zu zeugen (eine solche Vorstellung von Gott ist heidnisch, sogar den niederen Stufen des Heidentums angehörig, oder sie ist die Art von Judentum, welche das Christentum gerade weg haben wollte); christlich angesehen ist dies der höchste Grad von Egoismus, daß ein anderes Wesen, weil Mann und Weib sich nicht beherrschen können, in diesem Jammertal und dieser Strafanstalt vielleicht 70 Jahre lang schmachten muß und vielleicht ewig verloren geht". Das Alte Testament mit dem Liebesleben seiner großen Glaubensmenschen spricht dagegen. Also die Art von Judentum, die noch mit Gott so im

Bunde war, daß sie des Christentums nicht bedurfte. Auch widerspricht sich Kierkegaard selber, wenn er sagt: „Daß die Welt, worin das Kind durch die große Wohltat der Eltern eingetreten ist, christlich genommen, eine sündige, gottlose, arge Welt ist, . . . das können die Eltern dem Kinde nicht sagen. Das Kind hat einerseits kein Verständnis dafür, es ist in seiner Unmittelbarkeit zu glücklich, um derlei zu verstehen". Mit dem Glücklichsein des Menschen in seiner Kindheit, das von Kierkegaard also wahrgenommen wird, verträgt es sich aber kaum mehr zu sagen, daß sich der Mensch sein ganzes Leben lang (was ja die 70 Jahre ausdrücken sollen), als in einer Strafanstalt schmachtend fühlen müsse. Doch Kierkegaard setzt seine Rede also fort: „Jedes Kind ist in seiner Naivität mehr oder weniger genial. Gesetzt nun, das Kind sagte in seiner Naivität zu den Eltern: ‚Wenn aber die Welt so ist und solches auf mich wartet, so ist es ja nicht gut, daß ich in diese Welt gekommen bin' — — so ist das eine gar fatale Situation für die Eltern! Nein, im Christentum läßt sich nun einmal nicht pfuschen!"

Das letzte nun ist freilich wahr: im Christlichen, als dem Geistigen und Religiösen von jeher, läßt sich nicht pfuschen! Aber die Situation für die Eltern, insoferne sie wahrhaft religiöse Menschen sind, ist in Wahrheit nicht so fatal. Das bezeugen wiederum die großen Glaubensmenschen des Alten Testaments, die ihren Kindern gegenüber gut Stand halten konnten. Das Gebot an die Kinder von Alters her sollte auch nicht so beiseite gestellt werden, da es vielleicht doch für alle Zeiten daran erinnern soll, daß die Zeugung vor Gott nicht ein Verwerfliches ist. Wie könnte sonst Gottes Gebot das Gezeugte zur Ehrung seiner leiblichen Schöpfer auffordern und ihm dafür noch das Wohlergehen auf Erden als Lohn verheißen. Ein weltliches Dasein führen und ein Erdendasein führen ist ein grundverschiedenes. Denn dieses unterliegt dem von jeher Ordnenden, jenes aber der Anordnung der Menschen. Daß Kierkegaard hier nicht wesentlich unterscheiden mochte und folglich zur Verwerfung auch des Erdendaseins kam, daran trägt wohl der Umstand Schuld, daß er das Christliche als ein Besonderes, völlig Neues, Niedagewesenes ansah, das erst mit Jesu Christo einsetzte, und nicht als das Geistige und Religiöse von jeher, als das Reine

Menschentum von jeher, als das Menschentum nach Gottes Wohlgefallen, das von Jesu Christo existenziell erfüllend gelebt wurde. Wo immer vom Reinen Menschen, als dem Menschen nach Gottes Wohlgefallen, die Rede ist, müßte demnach das über ihn Gehörte mit dem von Christo Gelebten und Gesagten in Einklang stehen. Das habe ich auch schon mehrfach betont.

Wenn nun auch Kierkegaard wie kein anderer die wahre Beschaffenheit von Kirche und Christentum in ihrem offiziellen Bestand aufgedeckt, wenn er dargetan hat, daß dem Christlichen Christi nichts so entgegen ist wie das vom Staate sanktionierte Christentum, so hat er doch von jenem Entscheidenden abgesehen, das endlich nicht zu übersehen ist: daß das wahre Christentum, das vom Vorbild Jesu Christo gelebt und gelehrt wurde, das erfüllende Geistige und Religiöse von jeher ist, das Reine Menschentum von jeher, das Menschentum, an dem Gott von jeher sein Wohlgefallen hatte; daß also mit Jesu Christo nichts Neues auf Erden erschienen ist, sondern in ihm die Befolgung des Wortes, das im Anfang und bei Gott war, die wahrnehmbar letzte erfüllende Wiederholung fand. Es besagt: daß alles, was Gott will, auch ohne Christum als Person, nicht aber ohne das, wofür er sein Leben hingab, für den Menschen erreichbar war und ist und immer sein wird, sodaß Christus wohl von sich sagen konnte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Dabei ist freilich nie außeracht zu lassen, daß, um existenziell eine Vollendung leben zu können, wie sie Christus gelebt hat, ein Mensch von der Beschaffenheit Christi, das ist: ein Reiner Mensch erforderlich ist.

Erst aus solcher Einstellung heraus untergräbt man der Kirche den Stand, der es ihr ermöglicht, sich als wahre Hüterin des Christlichen Christi, ja als die „Kirche Christi" auszugeben und der Welt, zu der sie gehört, als eine geistige Macht zu imponieren. Denn das Christliche Christi, als das Geistige und Religiöse von jeher, verneint eine Kirche Christi, da es als das von jeher Geistige und Religiöse auch von jeher ohne eine Kirche auf Erden vorhanden gewesen sein muß. Zuletzt bezeugen das auch Christi eigene Worte: „Die Gesunden bedürfen keines

Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder und nicht die Gerechten." Denn sie besagen, daß, was Christus den Menschen brachte, schon welche hatten, und er es nur denen bringen konnte, die es verloren hatten. Womit aber bezeugt ist, daß es Menschen nach Gottes Wohlgefallen von jeher gab, Menschen, die so lebten, wie Christus zu leben lehrte, und daß somit Christus das Geistige und Religiöse von jeher und nichts anderes leben und lehren konnte.

Das Geistige und Religiöse von jeher aber erkennt auch keine Macht der Kirche an (mag diese über noch so viele Machtmittel verfügen, die sie als Gnadenmittel ausgibt), wie es keine Macht des Wissens anerkennt; erweckt es doch im Menschen eine Ueberfülle des Bewußtseins seines Unwissens! Das aber wiederum besagt: Es verneint die Kirche wie das Wissen als geistige Mächte. Und so bleibt es — wenn auch unbehoben, so doch nie verloren — im Menschen gelegen, mögen auch alle Kirchen dieser Welt mit ihrem fragwürdigen Christentum und ihrem noch fragwürdigeren Jenseitswissen dem unvermeidlichen Untergang verfallen sein.

8.

Der „Augenblick" enthält auch folgenden Satz, den ich nie geschrieben haben möchte: „Da jeder Mensch von Natur ein geborner Heuchler ist, so ist es nach Gottes Ratschluß eben die Aufgabe des Lebens, ganz umgewandelt zu werden." Das schmeckt entschieden nach Kirchenchristlichkeit, die die ganze Natur gleichsam als von Gott abgefallen hinstellt. Die Natur als Schöpfung aber hört heute noch auf Gott wie am ersten Tag nach Vollendung der Schöpfung. Und immer ist es nur das Abkommen von dieser ursprünglichen Natur, die Auflehnung gegen jenes von jeher Ordnende, das die ursprüngliche Rangordnung in sich begreift, was den Abfall von Gott bedingt. Im ersten Sündenfall drückt sich das so aus: Die Schlange als das Falsche kommt zu Wort, das Weib gehorcht der Schlange, und der Mann dem Weib. Das bedeutet ein Abkommen von der ursprünglichen Rangordnung, ein Zuwiderhandeln gegen das von jeher Ordnende, das den Menschen zum Herrn über alle anderen Geschöpfe und das Weib zur Gehilfin des Mannes bestimmt hat,

wonach die Tiere dem Menschen untertan zu sein hätten und das Weib dem Manne. Ursprünglich ist darum der Mensch gewiß kein Heuchler gewesen; immerhin doch könnte er ein solcher geworden sein, als er gegen die ursprüngliche Ordnung in der Natur der Schöpfung verstieß. Nun hat sich aber die Natur die volle Ursprünglichkeit erhalten; Natur und Ursprünglichkeit sind somit zu verwandte Begriffe, als daß man sie von einander ablösen dürfte. So kann man auch nicht sagen, daß der Mensch von Natur ein Heuchler ist. Dem widerspricht übrigens Kierkegaard selbst mit dem zitierten Satz: „Jedes Kind ist in seiner Naivität mehr oder weniger genial." Denn es verträgt sich weder Naivität noch Genialität mit Heuchelei. Zweifellos ist aber auch im Kinde mehr ursprüngliche Natur als im Erwachsenen. Daraus ergibt sich also eher der Satz: Jeder Mensch ist mit seinem Abkommen von der Natur mehr oder weniger ein Heuchler geworden. Wer aber ist mehr von aller Natur abgekommen als der eingefleischte Kirchenchrist von heute, der zugleich der interessierteste Weltmann ist? Wer ist mehr zum Heuchler geworden als er, dem Heuchelei zur zweiten Natur geworden ist, nachdem er die ursprüngliche Natur völlig eingebüßt hat!

Hier erkennt man erst recht, daß die Rückkehr zum Ursprung, zu der der Anschluß an das Gesetz auffordert, es ist, die die völlige Umwandlung (wie sie wohl auch Kierkegaard vor Augen schwebt) im Menschen bewirken muß, der durch Erziehung, Kirchenreligion, Gesellschaft, kurz alles Weltliche, das ihn umgibt, immer mehr der Heuchelei und Verlogenheit bis zum Verlust seines ursprünglichen Selbst ausgeliefert wurde. Diese Rückkehr des Menschen zu seinem Ursprung, sie verlangt die völlige Umwandlung des Menschen, sie als die Rückkehr zum Ausgangspunkt aller Natur der Schöpfung; eine Rückkehr, die von der Voraussetzung getragen ist, daß der Mensch wie die Schöpfung von Gott als dem Geiste und Schöpfer ausgegangen ist, und die, wenn sie erfüllend erreicht ist, den Menschen in sich ruhend ausruhen läßt. Und mich dünkt, daß auch hierin die fernöstliche Botschaft der Kierkegaardschen Auffassung des Christentums standzuhalten vermag.

Doch nun wende ich mich an den außerordentlichen Verkünder Kierkegaards, an Theodor Haecker, der heute wie viel-

leicht kein anderer Schriftsteller berufen ist, sein Wort in religiösen Dingen in die Wagschale zu werfen. Aber so sehr ich der Macht dieses Wortes aufgeschlossen bin und so sehr ich es schätze: meine religiöse Auffassung, wie ich sie hier darzulegen versuchte, vermag es nicht umzustoßen. Auch Haeckers höchst bedeutendes Nachwort zu Kierkegaards „Begriff des Auserwählten" vermag das nicht, wiewohl es in seiner wahrhaft religiösen Bewegtheit einem ernstlich zu denken gibt. Haecker spricht da von einer „Kirche Christi", die „auserwählt und christlich heißt und ist durch Christus und die Heiligen". Da muß ich doch fragen, wo diese K i r c h e Christi ist? Von den vorhandenen Kirchen ist es keine, weder die Papstkirche, noch sonst eine, dessen bin ich sicher. Und zu Lebzeiten Christi gab es auch keine. Christi und der Heiligen sich äußerlich bemächtigen aber kann jeder, der Scheinheilige, der des religiösen Aufputzes bedarf, besser als der wahrhaft Fromme. Wir haben im Profanen ja ein Beispiel an der Welt, die sich auch der großen Denker, Dichter und Künstler bemächtigt, ohne daß sie, ihrer Gesinnung nach, von der Gesinnung jener eine Ahnung hat. Darum ist mir das Festhalten Haeckers an einer K i r c h e Christi — nicht sein religiöses Gefühl — unverständlich. Gerade die Kirche als solche scheint mir heute für das Freiwerden des Geistigen und Religiösen im Menschen ein Hemmnis zu sein.

Weiters scheint mir eine übernommene irrtümliche Auffassung auf Seite Haeckers vorzuliegen, wenn er in dem zunächst gewiß auffälligen Umstand, „daß die Juden nicht untergingen, wie so zahllose alte Völker, sondern die Jahrtausende überdauern — ohne Staat" die Auserwähltheit des jüdischen Volkes erblickt. Während mir diese gerade darin gelegen scheint, daß die Juden o h n e S t a a t b l i e b e n; was schließlich bei einem Volke als das einzige Versprechen erscheint, nicht unterzugehen, sondern Jahrtausende zu überdauern. Deutlicher gesagt: Gerade das Vermögen, ohne Staat zu bleiben, scheint einem Volke das Nichtuntergehen, das Jahrtausende-Ueberdauern zu gewährleisten. Solches Vermögen käme demnach einer Auserwähltheit gleich. Dafür spräche auch der Umstand, daß ein solches Vermögen wohl nur dem Volke zuteil werden kann, das sich seine geistige Ursprünglichkeit gewahrt, das sich das Bewußtsein seines Her-

kommens aus dem Ewigen und damit den Anschluß an ein von jeher Ordnendes erhalten hat. Und wenn dieses in einem Volke noch herrschend ist, mag es darauf zurückzuführen sein, daß die Einzelnen im Volk noch herrschend sind, die eben das von jeher Ordnende aus sich nicht verloren haben. Hier begegne ich auch wieder der Anschauung Haeckers, der von den Juden erkennt: „daß innerhalb dieses auserwählten Volkes die wahrhaft Auserwählten die Einzelnen: die Väter, Moses und die Propheten waren; so daß auch das Volk auserwählt nur um dieser Einzelnen willen heißt".

Aber auch die fernöstliche Weisheit befürwortet meine Auffassung. Ich erinnere hier nochmals daran, daß die weisesten Herrscher des Ostens, die den Reinen Menschen der Vorzeit nachstrebten, ihr Höchstes darin sahen, ohne Gesetze auskommen zu können. Und ist das noch ein Staat, unseren Begriffen nach, was ohne Gesetz bestehen will? Ist damit nicht vielmehr ausgedrückt: daß diese weisesten Herrscher durch Auflassen jeder eigenmächtigen Ordnung dem von jeher Ordnenden in ihrem Bereich zur Herrschaft verhelfen wollten; das heißt: daß sie ihrem Volke das Vermögen, ohne Staat zu bleiben, zu erhalten strebten? Denn es sind doch eigentlich die von den Menschen gegründeten Staaten, die untergehen und umso leichter untergehen, je mehr sie als Staatengebilde ausgebaut werden, je mehr Menschenanordnung, die durch Gewalt aufrecht erhalten wird, sich in ihnen durchgesetzt hat. Staaten, die ihre Völker immer mit sich reißen, sofern diese in den Staat ganz eingelebt sind und völlig verlernt haben zu begreifen, daß es das Höchste ist, wenn nicht geordnet wird. Denn alles gewaltsame Ordnungschaffen von Seite der Menschen, wie es ein Staatendasein mit sich bringt, ist dem von jeher Ordnenden entgegen; so widerstrebt es dem Sinne der Schöpfung und kann nicht von Dauer sein.

Die wahren Christen, die das von jeher Geistige und Religiöse ausüben, könnten es daher nie zu einem Staat und damit auch zu keiner Kirche bringen. Ihrem Vorbild Jesu Christi gemäß müßten sie als Höchstes anstreben, sich dem Willen Gottes ganz zu unterwerfen. Es zöge einen Lebenswandel nach sich, der genau dasselbe wäre, was der Anschluß an das Gesetz

ist, wo er erfüllend in Erscheinung tritt, nämlich: Vollzug ohne zu tun oder Vollzug durch Nichttun.

Wie man sieht, bin ich gar nicht mehr imstande, die Forderungen des christlichen Vorbildes von denen des fernöstlichen Vorbildes zu trennen. In solcher Verfassung könnte ich auch auf mich beziehen, was Haecker in dem Satz ausdrückt: „Wenn man sich von dem Christentum, ich meine dem rechtgläubigen, bewußt abkehrt, so versteht man von Kierkegaard nich mehr viel". Aber wo ist dieses „rechtgläubige" Christentum anzutreffen, wo in der ganzen christlichen Welt? Vielleicht in einzelnen Menschen im Verborgenen! Gewiß, doch wer dürfte behaupten können, daß dasselbe nicht auch unter den sogenannten heidnischen Völkern vereinzelt im Verborgenen anzutreffen ist? Darum behaupte ich: um recht oder wahrhaft gläubig zu sein, braucht man nicht der Christenheit anzugehören. Ja, auch um so gläubig zu sein, daß man ein Leben im Sinne des Christlichen Christi aufzunehmen vermag, braucht man nicht im Sinne der Kirche ein Christ zu sein, braucht man nicht an die Menschwerdung Gottes zu glauben. Und wenn die Rechtgläubigkeit wirklich von solchem Glauben nicht zu trennen ist, so dünkt mich eine unrechte wahre Gläubigkeit wertvoller für den Menschen als eine Rechtgläubigkeit, durch die der Mensch der Menschwerdung nicht im geringsten näher gebracht wird. Denn notwendiger als der Glaube an die Menschwerdung Gottes erscheint mir für dieses Erdenleben die Menschwerdung des Menschen, und diese erfordert nicht jenen Glauben.

So stehe ich nun auch einem entscheidenden Ausspruch Haeckers nicht zustimmend gegenüber. Sein bedingter Glaube an die Kirche läßt gleichsam mein unbedingtes Nichtglauben an die Kirche erst frei werden. Wenn darum Haecker in seiner wahrlich machtvollen Einleitung zu seinem „Nachwort" sagt: „In dem langen Kampf zwischen Staat und Kirche hat, wahrlich nicht ohne Schuld einer weltgeilen Kirche, endgültig der Staat gesiegt, der ein Mörder ist, aber freilich seine Schuld durch Selbstmord sühnen wird", so muß ich dem Ergebnis meiner Darstellung nach dagegen sagen: In dem langen Kampf zwischen Geist und Kirche hat wahrnehmbar endgültig die Kirche gesiegt, die eine Mörderin ist, die

Mörderin des Geistigen und Religiösen von jeher, aber freilich ihre Schuld durch Selbstverbannung aus dem Bereich des Geistigen und Religiösen büßen wird.

Damit sei zwar nicht behauptet, daß in der Kirche als dem Staat, der sie ist, „das wirksame Böse dieser Welt verkörpert" sei, wohl aber, daß sie das größte Hindernis ist, das wirksame Gute aufkommen zu lassen, wodurch das Böse eben wirksam wird. Und zu diesem Hindernis wurde die Kirche dadurch, daß sie sich als das wirksame Gute ausgibt, nämlich als die Kirche Christi, die nur eine existenzielle Verkörperung dessen sein könnte, was Christus lehrte und lebte, was sie als Kirche, die von jeher den Staat in sich trug, nie war und nie ist, noch je sein kann. Denn wäre sie es, oder könnte sie es auch nur jemals sein, könnten die „vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächte" wie Presse und Publikum, Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank und Geldwirtschaft, in denen Haecker das aktive Böse mit Recht wahrnimmt, nicht zugleich „christlich", nicht zugleich von ihr begünstigt und dem eigenen Machtwillen dienstbar gemacht sein. Wie ich es verstehe, trägt am Wirksamwerden des Bösen der die Schuld, der sich zum Vertreter des wirksamen Guten aufwirft und doch zugleich die noch zu den Seinen zählt, in denen das Böse längst aktiv geworden ist. Was Haecker wahrnimmt, ist gewiß vorhanden. Doch was seinem Wahrgenommenen zugrunde liegt, ist meiner Wahrnehmung nach das Wesen oder vielmehr das Unwesen der Kirche, als einer verkappten Weltlichkeit, als einer Unredlichkeit vor Gott als dem Geiste. So fungiert sie noch immer gleichsam als oberste geistige und religiöse Behörde, wiewohl sie längst nicht mehr imstande ist, in den Menschen die Liebe zu erwecken, die nötig ist, um zum Geistigen und Religiösen zu gelangen.

Aber Theodor Haecker weiß von dieser Liebe. In der Einleitung zum „Nachwort" spricht er von seinem „nie enden sollenden Dank" an Kierkegaard, als „an den Denker, der nach der Weise des Sokrates ein Lehrer ist und jedem sein wird, welcher nur, wenn er liebt, denken kann, und nur denkt, um immer höher zu lieben". Diese herrlichen Worte vom Denken und Lieben nach

der Weise des Sokrates, der nominell kein Christ war, sind aber auch nach der Weise des fernöstlichen Anschlusses an das Gesetz, der eben auch den Menschen lehrt, immer höher zu lieben.

9.

Wenn ich hier, rückblickend, nochmals auf Ferdinand Ebner zu sprechen komme, so geschieht es deshalb, weil er, der dieselbe Glaubensforderung wie die Kirche stellt, über das Geistige und Religiöse des fernen Ostens wie über den mongolischen Menschen völlig falsch urteilt, so daß ich versucht bin, mir immer wieder zu vergegenwärtigen: so sind sie, die das Christliche Christi von dem Christentum, das uns die Kirche übermittelt hat, nicht losbringen; wo sie aus eigenem urteilen, greifen sie fehl! So überzeugen sie von dem nicht, was sie glauben machen wollen; zumal man nicht auf ihren Glauben eingeschworen zu sein braucht, um ein geistiger und religiöser Mensch zu sein. Einem geistigen und religiösen Menschen, der die Glaubensforderung der Kirche verwirft, ist darum das Kreuz noch lange nicht „der Stein des Anstoßes", und er wird sich nicht versucht fühlen, „einfach davon abzusehen, daß das Leben Christi am Kreuze endete". Vielmehr mag ein solcher Mensch das Offenbarwerden alles geistigen Heroismus im Erdulden und Erleiden sehen und die Fähigkeit zu diesem Erdulden und Erleiden demnach von der Geistigkeit des Menschen abhängig machen. Wenn es nun Gott, dem Schöpfer, einmal darauf ankommt, das Unvergängliche seines Wortes, als der einzigen Realität, der Welt gegenüber darzutun, müßte der Mensch, in dem das Wort zu erfüllendem Leben gelangt ist, dies der Welt gegenüber damit erweisen, daß ihm, als dem Wort, das Fleisch geworden ist, auch das Schlimmste von Seite der Welt — auch der Verbrechertod — nichts anhaben könne. Gott gegenüber aber müßte dieser Mensch „der vielgeliebte Sohn" sein. Der notwendige Zusammenhang zwischen dieser höchsten Auszeichnung von Seite Gottes und der niedersten Behandlung von Seite der Welt erschiene damit auch für ein menschliches Begreifen hergestellt.

Und so sage ich nun dem Autor der „Glaubensforderung": Durch den Glauben an die Menschwerdung Gottes wird der

Mensch nicht erlöst. Denn dieser Glaube, in dem noch zu viel Weltlichkeit liegt, verführt nur allzu leicht dazu, daß man mit etwas genug getan wähnt, mit dem noch nichts getan ist. Gewiß hingegen ist: Wo der Mensch von Weltlichkeit frei geworden, bedarf er keiner Erlösung mehr. Und das Verhalten, um zu solchem Freiwerden zu gelangen, ist in den christlichen Evangelien der Hauptsache nach nicht anders gekennzeichnet als im „mongolischen" Anschluß an das Gesetz. Denn der „mongolische Mensch" ist genau so wenig oder soviel „ins Leben der Generation hinein verwurzelt" wie der „christliche" Mensch und kann die Unsterblichkeit seines Lebens auch in etwas anderem als in seinen Kindern erblicken, insoferne die Betonung dort liegt, wo sie liegen muß: auf dem Menschsein. Denn geistig und religiös betrachtet fallen derartige Besonderheiten der Völker gar nicht ins Gewicht; maßgebend hier wie dort, also bei Christen wie Mongolen, ist, daß der Einzelne, der zum Geiste findet, sich aus der Menge, die als solche nie zum Geiste findet, absondern muß. Wahrscheinlich aber ist auch, daß im Mongolentum, wenn man es schon dem Christentum entgegenstellen will, nie so viel Ungeist aufgekommen ist wie imChristentum, und zwar wohl deshalb, weil in jenem der Einzelne, auch wo er der Masse angehört, doch noch mehr als in diesem in Geltung blieb. Das bedeutet aber wiederum, daß sich im Mongolentum ein maßgebendes Moment zur Wahrung des Geistigen und Religiösen entschiedener als im Christentum wirksam erhalten hat. Immerhin mag auch dort der Einzelne der Menge gegenüber schweren Stand gehabt haben, sonst hätte Laotse, es völlig aufgebend, die Menge als solche zu ändern, sich nicht endgültig in die Berge zurückgezogen. Zuvor aber schrieb er noch den Taotekíng, der von dem Reinen Menschen in einer Weise berichtet, in der die religiöse Bewegtheit zur Ruhe gekommen ist. Vielleicht ist im ganzen „christlichen" Schrifttum nichts aufzufinden, das den Menschen als den Einzelnen in seinem Verhältnis zur Welt, wie auch in dem zum Unbedingten — also zu Gott — so dartut, wie der zwanzigste Spruch dieses mongolischen Werkes, dessen Schlußzeilen also lauten:

„Allewelt hat Erfahrung:
Ich hingegen bin einfältig, ein Tor!
Ich bin anders als Allewelt,
bin fremd unter den Menschen;
Doch ich bin Ich
und werd gespeist von meines Urgrunds Quell!"

Der Urgrund, dem der Mensch entstammt, ist immer wieder das Unbedingte, als welches nur Gott als der Geist angesehen werden kann, dessen Verlautbarung d a s W o r t ist. Ins Christliche übertragen, könnte demnach die letzte Zeile lauten: „Und nähre mich vom Brot des Anbeginns!", da ja das „Brot des Lebens" das Wort ist, das im Anfang und bei Gott war, und das Christus als das Fleisch gewordene Wort existenziell dargetan hat. Laotse berichtet hier von sich als einem, der dem Vorbild, das ist: dem R e i n e n M e n s c h e n oder dem Vollendeten nachstrebt, und nicht von sich als dem Vorbild. Ihm kommt der Rang eines Evangelisten zu. Es ist mir auch nie eingefallen, ihn neben Christum zu stellen, wie er sich selbst ja auch nicht neben den R e i n e n M e n s c h e n, sondern zu diesem als zu einem Wunderbaren emporblickend gestellt hat. Somit kann man wohl das fernöstliche Geistige und Religiöse neben das Christliche stellen, ohne darauf zu verfallen, Christum „zwischen Laotse, Buddha, Meister Eckhard und Rabbi Nachman" einzurangieren. Aber man weiß auch Kungfutse und Laotse auseinander zu halten und könnte sie nie als gleichsam gleichwertig in Vorschlag bringen, wenn es sich etwa darum handeln sollte, ein fremdes Geistiges und Religiöses für Christentum einzutauschen. Was würde auch beispielsweise Ferdinand Ebner dazu sagen, wenn man als Mongole, in der Absicht für den Taoteking Christentum einzutauschen, ihn früge: ob man sich an Hegel oder den Apostel Paulus halten solle? In Ebner, dessen Philosophie des Wortes dem Erfassen d e s W o r t e s eher hinderlich als förderlich ist, hat das Christentum, dünkt mich, keinen glücklichen Fürsprecher gefunden. Heute, nach nahezu 2000 Jahren Christentum, das gerade in der Welt, in der es zu Macht gekommen ist, den Weltkrieg aufkommen ließ, kann man Christentum wohl nicht mehr so verkünden: „Christus hat

kein ‚unsterbliches' Werk hinterlassen, von dem Generationen und Generationen geistig zehren könnten. Aber er ist auferstanden vom Tod und ist bei uns bis ans Ende der Tage". Und gerade die Völker, in denen dem Worte nach der auferstandene Christus fortlebt, führten unter sich den Weltkrieg. Und sie und alle anderen hätten doch in Wirklichkeit mit dem, was Christus lehrte und lebte, also mit dem, was er wahrlich hinterlassen hat, für alle Zeiten und Geschlechter genug, um dadurch zu jener inneren Auferstehung zu gelangen, die allein zu ihrer Erlösung führt. Eine Auferstehung, die, wie ich es sehe, allerdings auch durch den Anschluß an das Gesetz im Menschen bewirkt wird.

10.

Wenn ich mich noch weiter in unserer Zeit nach Menschen, deren Schrifttum ein Geistiges und Religiöses lebendig aufweist, umsehen will, um an ihrer Erkenntnis die eigene zu prüfen, wo finde ich sie?

Doch, einer ist noch da, für den wie geprägt zu sein scheint, was Kierkegaard einmal vom „Christen" sagt, nämlich: daß nach Gottes Gedanken ein Christ zu sein hieße „im Kampfe leben, als ‚Einzelner' im Kampfe mit dem ‚Geschlecht' stehen." Karl Kraus, den ich meine, ist nun zwar Jude, seiner existenziellen Betätigung des zitierten Satzes nach aber muß er ein geistiger und religiöser Mensch sein. Wie könnte er sonst auch die Kraft finden, Jahrzehnte hindurch, als Einzelner in beständiger Steigerung, gegen die Freveltaten eines ganzen Geschlechtes anzukämpfen? Das vermag meines Erachtens nur einer, dessen Dasein im Grunde vom Geistigen und Religiösen gespeist wird. Was er als Satiriker bedeutet, kommt hier für mich kaum in Betracht. Es erscheint auch, geistig und religiös gesehen, als kein Vorzug an Kraus, daß ihm die Sprache in der Vollendung des geschriebenen Wortes so viel werden konnte, wie sie ihm geworden ist. Ein Schriftsteller, der gezwungen ist, auf dem Umweg der Satire zu sich und seiner Bestimmung zu finden, was wie Belastung aussieht, scheint aber zur Entlastung eines besonderen Sprachvermögens zu bedürfen. Mit der Erkenntnis jedoch, daß die besondere sprachliche Begabung für den Satiriker eine Notwendigkeit

ist, wird geistig und religiös auch sichtbar, daß diese Notwendigkeit einem Mangel entspringen muß, für den sein Träger als geistiger und religiöser Mensch immer wieder zu büßen, den er immer wieder zu überwinden hat. Und den Kraus erstaunlich überwunden hat, indem er als Satiriker, der von der Kunst der Sprache lebt, soweit gekommen ist, daß er (in viel höherem Sinn natürlich als es vom bloßen Intellekt aus verständlich ist) die Kunst in den Dienst des Lebens stellt, das heißt: die Kunst dem Leben untergeordnet hat, und nicht umgekehrt. Dem wahren Künstler wird auch nie entgehen, daß ein Kunstbeflissener, dem das Leben der Kunst untergeordnet erscheint, noch kein wahrer Künstler ist. Wem der unmittelbare Weg im Sichdartunkönnen offen bleibt, mag der Versuchung einer solchen Auffassung auch kaum unterliegen; denn es ist anzunehmen, daß vom Sichdartunkönnen eines Schaffenden auch dessen Sicherschließen abhängig ist. Demnach müßte der unmittelbare Weg im Sichdartunkönnen den Schaffenden auch im Sicherschließen rascher vorwärts bringen, was wiederum zur Folge hätte, daß er auch rascher dem Geistigen und Religiösen zugeführt wird, das keiner Kunst mehr bedarf, wenn auch alle wahre Kunst zu ihm ein Wegweiser ist, indem sie alles Reale als in das Mystische hineinreichend darstellt und so den Betrachter zwingt, einem Höheren untertan zu werden.

Daß Kraus, der Künstler der Satire, dem der unmittelbare Weg nicht offen liegt, soweit gelangen konnte, daß er, wiewohl den intellektuellsten Kreisen der Großstadt entsprossen, der Presse unmittelbar nahe gerückt, und so in allernächster Nähe den geistigen Betrug erlebend, dennoch zu seinem Selbst fand und als Künstler sich von aller weltlichen Rücksicht losmachte, noch im Sichlosmachen beständig der Gefahr ausgesetzt, für gut zu halten, das Leben in den Dienst der Kunst zu stellen, weil doch auch das ein Hohes gewesen wäre im Vergleich zu der Selbstentwürdigung, die er im Sold verkommener Mächte die Kunst betreiben sah — daß er ungeachtet alles dessen heute seinem ganzen Schaffen und Wirken nach dasteht als einer, der offenkundig bestrebt ist, die Menschen einem Höhern untertan zu machen: das alles bringt mir die Gewißheit, daß Karl Kraus ein geistiger und religiöser Mensch ist, dessen Auffassung in Be-

zug auf das Christentum hier nicht ohne weiteres übergangen werden kann.

Irgendwo in seinen Schriften las ich einmal, das Christentum habe sich als zu schwach erwiesen. Außerdem erinnere ich mich, daß er der Anmaßung eines dichtenden Weltfreundes und Stammesgenossen den Ausspruch des Jakobus entgegenhielt: „Denn wer der Welt Freund ist, wird Gottes Feind sein". Es erbringt mir die Gewißheit, daß Kraus dem wahren Christlichen keinesfalls feindlich gegenübersteht. Im Markus-Evangelium aber heißt es: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns". Und wenn Pascals Satz: „Die wahren Juden und die wahren Christen haben dieselbe Religion" auf einen Juden von heute bezogen werden darf, so sicher auf Kraus. Er erscheint wirklich als „der wahre Jude", treu der Art der großen Väter, die noch nicht den Glauben an Gott für den Glauben an Presse und Börse dahingegeben hatten. An diese großen Glaubensmenschen des Alten Testaments erinnert auch sein „Gebet an die Sonne von Gibeon". Als sicher darf auch gelten: daß, wenn Christus, wie er einst leibte und lebte, heute wieder auf Erden wandelte, ihm keinesfalls ein Mensch wie Kraus, wohl aber die Kirche feind wäre.

Doch ich habe auf Kraus noch zu verweisen als auf einen, der während des Weltkriegs das Christliche existenziell dargetan hat, soweit er es, seinen besonderen Fähigkeiten entsprechend, dartun konnte. Er hat es jedenfalls im Sinne jener Mahnung des von jeher Geistigen und Religiösen getan, die sich im Taoteking also verlautbart:

„Mit Gewalt herrschen hat schlimme Rückwirkung.
Wo Krieg war, wächst aus dem Schutt der Dorn.
Großen Heeren folgt sicher kümmerliche Zeit."

Und heute, da die Menschheit die volle Richtigkeit dieses fernöstlichen Lehrsatzes erlebt hat (der Bauernstand, der seinen Besitz im Kriegsgebiet hatte, mehr als jeder andere, weshalb er auch den Krieg aufs tiefste verabscheuen mußte), heute bringt eine unqualifizierbare Horde von bauernfängerischen Presse- und Kirchenleuten, eifrigst unterstützt vom deutschen Freisinn, in unserem „heiligen" Land Tirol es noch fertig, über einen, der gegen den Krieg war und ist, um von den Völkern abzuwenden,

was die zitierte Warnung enthält, allen Unflat einer bis auf den Grund verlogenen moralischen Entrüstung auszuschütten und ihn, der sich über diejenigen, welche das deutsche Volk ins Verderben geführt haben, ehrlich entrüstete, der Beschimpfung eben dieses Volkes zu zeihen. Wahrlich, wenn man sich die Hetzjagd vergegenwärtigt, die gegen Kraus anläßlich seiner letzten Vorlesung in Innsbruck inszeniert wurde, dann muß man staunen, wie sehr jüdische Verkommenheit in die Presse und Kirche der „Christen" eingedrungen ist, ja wie sie bei diesen in weit bedenklicherer Form auftritt als bei den Juden. Der Eroberung des Menschen im schlimmsten Sinn, seiner maschinellen Einstellung in den Weltbetrieb, der vom Intellekt ausgeheckt wurde und mit Gewalt gehalten wird, dieser Eroberung des Menschen, auf die es die jüdische Verkommenheit mit Presse und Börse abgesehen hat, hat sich Kraus von jeher mit größter Entschiedenheit und beispiellosem Wagemut entgegengestellt und so mit seinem Werk auch unvergleichlich mehr erreicht als deutscher Freisinn und „christliches" Deutschtum je zu erreichen imstande wären, auch wenn sie es redlich wollten. Doch sie können es gar nicht wollen, weil es ihnen nicht gegeben ist, das verkommene Jüdische so wahrzunehmen, wie es Kraus, d e r w a h r e J u d e, wahrnimmt — er, der zum w a h r e n Judentum zurückstrebt und so auch das w a h r e Christliche unvergleichlich mehr enthüllt als alle diese politischen deutschen „Christen". Dieses Christliche an Kraus, das sich, wie gesagt, so rückhaltlos äußerte, daß es ihn auch während des Krieges existenziell gegen den Krieg sein ließ, was die Kirche und ihre Vertreter nicht von sich behaupten können — das Papstwort von der „ehrlosen Menschenschlächterei" ist wohl, als allzu förmlich gegeben, auch allzu ungehört verhallt — mag nun die Vertreter der Kirche, die aus dem Christlichen ein Kirchliches gemacht haben, als Erscheinung beunruhigen; so greift ihre Politik in der Not zum Nationalismus, als nach dem Leim, auf den heute noch die Vielen gehen (wiewohl gerade heute einzusehen wäre, daß der politische Nationalismus der Ruin der Nationen ist) und spielt Deutschtum gegen den Juden Kraus aus.

Wäre der Kirche und ihren Vertretern ernstlich darum zu tun, das Böse im Judentum zu bekämpfen, ja vermöchten sie das,

müßten sie sich zur Presse als solcher, deren Wesen Kraus in der „Neuen Freien Presse" verkörpert sieht, ganz anders verhalten; eben so, wie Kraus sich zur „Neuen Freien Presse" verhält. Denn das ist ein Blatt, von verfallenem Judentum geschrieben, vom bösen Geist des Judentums, der diese arge Welt geschaffen hat, der sie beständig aufs neue schaffen hilft und unterhält. Die Kämpfe, die die Vertreter der Kirche gegen eine solche Presse führen, von der das Publikum doch wahrlich weiß, daß sie von dieser Welt ist, sind Theaterkämpfe, durch die sie dem Publikum vortäuschen wollen, daß ihre Sache nicht von dieser Welt sei. Was aber ein im Sinne Pascals wahrer Jude schreibt, enthält ungleich mehr vom wahren Christlichen als das Kirchenchristliche je darzutun vermag. So enthalten auch die Fackelhefte ungleich mehr vom wahren Christentum als die gesamte christliche Presse, die nur eine Begleiterscheinung der Weltlichkeit der Kirche ist. Wahres Christentum wird sich nie der Presse bedienen, um sich durchzusetzen. Denn was das ewige Leben in sich trägt, buhlt nicht um die Gunst des Tages noch der Menge.

Ich sehe mir genug. Die Kirche hat den Menschen gefangen gesetzt und will sich ihn so mit allen Mitteln erhalten. Die Presse erstrebt dasselbe. Und da beide von dieser Welt sind, gehen nun beide darauf aus, dem Menschen alle Ausgänge zu verschließen, die aus dieser Welt herausführen, indem sie immerzu ein Neuordnendes hereinbringen, an das sich der Mensch verlieren soll, um nicht mehr zu sich selber zu finden. So brauchen sie ihn, um ihn handhaben zu können für ihr falsches Ansehen, für ihre falsche Position, doch für ihr richtiges Einkommen.

Und findet man in der „christlichen" Presse eine allzuarge Abscheulichkeit wie das Vorgehen gegen Kraus, und forscht man daraufhin nach dem Urheber und sagt sich, daß diese „christliche" Politik doch auf Rechnung jener zu setzen ist, denen es obliegt, die Menschheit über Christentum zu belehren, und daß, wenn diese aus dem Christentum Politik machen, die Verantwortung hiefür doch auf die Kirche fallen muß, die solche Leute als ihre Vertreter duldet, und sucht man nun diese verantwortungsbereite Kirche, so findet man sie nirgends, wo immer man sucht; aber die Erkenntnis wird einem, daß auch diese Kirche gleich

der Presse eine „anonyme, vollkommen verantwortungslose, nicht faßbare Massenmacht" ist.

Und kann man nicht verstehen, wie Kraus die Häupter einer „christlichen" Bevölkerung so sehr gegen sich aufbringen konnte, daß Leute in abhängiger Stellung es nicht mehr wagen durften, sich irgendwie mit ihm einzulassen, muß man sich seiner wiederum als eines wahren Juden besinnen, an dem das wahre Christliche dem Kirchenchristlichen gegenüber allzu störend hervortritt. Dann hat man wirklich einen analogen Fall — wenn auch in weit höherem Maße — im Verhalten Christi zu den Vertretern des jüdischen Gesetzes, die Christus mit seiner das Gesetz erfüllenden Art so gegen sich aufbrachte, daß sie, wie Kierkegaard berichtet, jeden, „der sich mit seinem Zeitgenossen Christus einließ", zum mindesten mit dem Ausschluß aus der Synagoge bestraften.

Und fragt man sich, wieso es kommt, daß gerade diese „Christen", diese „christliche" Menschheit, im Großen und Ganzen ein so grundverdorbenes Pack ist, wird einem aus dem Evangelium also die Antwort: „Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, um einen Judengenossen zu machen; und wenn er's worden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid!" Natürlich muß es statt "Judengenossen" heute „Christengenossen" heißen, da sich unsere Schriftgelehrten und Pharisäer, also Kirche und Presse, nicht mehr auf das Alte, sondern auf das Neue Testament stützen, um sich in den Besitz dieser Welt zu setzen. Aber mit dem Besitz dieser Welt besitzt man noch nicht den Menschen, in den von jeher etwas gelegt ist, das stärker ist als diese Welt und das immer wieder zum Vorschein kommt, oft gerade dann, wenn sich dessen diese Welt — und mit ihr Kirche und Presse — am wenigsten versieht.

Die zunehmende Verständigung zwischen Kirche und Presse deutet an, daß beide Mächte, deren Weiterexistenz auch heute noch die beste Gewähr für die Fortdauer des Weltkrieges bietet, sich ernstlich bedroht fühlen müssen. Vielleicht kommt es noch zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündnis zwischen ihnen. Kirche und Presse, oder der Hort der falschen Schriftgelehrten

und der Hort der echten Pharisäer, gehören wohl auch zusammen in einer Zeit, deren ganze Schwere und Zerrissenheit der Hauptsache nach dem Wirken dieser Mächte zuzuschreiben ist. So finden nun zwei zusammen, die gemeinsame Schuld zusammengeführt hat.

Das scheint auch in den Siegerstaaten nicht anders zu sein. Man braucht nur Lloyd George zu hören, wie er vom Bolschewismus als einem „letzten Aufbäumen des Herrn der Finsternis im Weltall" spricht und, um dem „Geist der Verwirrung" zu begegnen und „das Volk vor dem Untergang zu retten", die Kirche als das alleinige Heil verkündet (wie die Presse eifrig, und wohl auch für sich hoffend, zu berichten weiß). Es wird den Gang der Ereignisse, ausgelöst von Verschuldungen, die nicht mehr gut zu machen sind, nicht aufhalten. Und eine Macht wie die Kirche, von der alle Verwirrung ausgegangen ist, indem sie sich zur Vertreterin eines Geistigen und Ewigen aufwarf, während sie ein Weltliches und Allzuvergängliches so sehr betätigte, daß sie allem Fortschritt anheimfiel, wird den Geist der Verwirrung immer nur vermehren und einen Untergang, der durch übergroße Verschuldung einem höheren Gesetz nach beschlossen scheint (obschon wir es nicht wissen), nicht aufhalten können.

Daß die Aeußerung Lloyd Georges auf die englische Kirche kein besseres Licht wirft als meine Darstellung auf die unsere, kann, wer zu denken vermag, bald herausbekommen. Es erhellt aber auch, auf welcher Seite das letzte Aufbäumen des Herrn der Finsternis zu suchen ist. Denn daß der Staat sich als Kirche, und die Kirche sich als Staat erwiesen hat, hat der Menschheit kein Licht gebracht, es sei denn den Brand des Weltkriegs, der freilich erhellte, wie wir es so herrlich weit gebracht, nämlich: zur Verwendung der Menschen als Menschenmaterial. Solchem Geschehen gegenüber erscheint der Bolschewismus aus Not geboren, und alles, was aus Not hervorgegangen ist, hat ungleich mehr Daseinsberechtigung, als was vom Intellekt ersonnen und nur mit Gewaltanwendung zu halten ist.

Wenn darum England in seiner Siegerstellung, zur Sicherung dieser, die Kirche in so versteckter Weise um Beistand anzugehen nötig hat, wenn es seinen Hauptpolitiker in öffentlicher Rede so sprechen läßt, berührt es einen wahrlich, als rege

sich etwas wie ein letztes Aufbäumen des Herrn der Finsternis. Und es läßt darauf schließen, daß auch dort im Staate wie in seinen Vertretern Vieles faul sein muß — faul zum Zerfallen. England hat vor Deutschland wirklich nur das Meer voraus. Und jetzt meine ich das so: daß Deutschland, nur weil es das Meer nicht hatte, England im Zerfall vorausging.

11.

Bevor ich von Kierkegaard Abschied nehme, sei noch des Satzes gedacht, den Theodor Haecker als den „Kardinalsatz der auf Geist und Innerlichkeit zurückgezogenen Religiosität Kierkegaards" bezeichnet; er lautet: „Hat Gott je einen Pakt geschlossen mit einem Menschen im Aeußeren?" Der Ausspruch wirft in der Tat ein besonderes Licht auf die geistige Verfassung dessen, der ihn getan hat; er steht auch in der Rede „Der Pfahl im Fleisch". Das kategorische Nein, das Kierkegaard auf die ausgesprochene Frage zweifellos in sich bereit hielt, bleibt zwar ungesagt, aber nicht ungehört; es regt sich noch in der Erklärung, „daß keiner ohne Leiden in Gottes Reich eingeht". Aber, so gewiß das auch jeder Mensch, der in sich eine Spur des Geistigen und Religiösen aufweist, aus eigener Erfahrung weiß, so ungewiß ist die Beantwortung jenes „Kardinalsatzes" mit Nein für den geistigen und religiösen Menschen.

In einer Zeit wie der unseren, in der dem Erdendasein des Menschen von den Ereignissen, die sich in dieser kirchenchristlichen Welt abspielen, so zugesetzt wird, daß einen manchmal die Lust anwandeln könnte, dieses Dasein aufzugeben, gerade in einer solchen Zeit muß man dem zitierten Satz zu begegnen trachten. Denn das gott- und geistverlassene Gesindel — und hätte es selbst einen Pakt mit dem Teufel geschlossen —, das mit der Kirche im Bunde den Menschen als solchen zum Sklaven dieser Welt erniedrigen und sich selber zu deren ständigem Beherrscher aufwerfen möchte, vermag, selbst wenn es alle äußere Macht besäße, einen Glückszustand des Menschen weder zu verkörpern noch vozutäuschen. Es zeigt sich vielmehr immer wieder im Dasein, daß, wer im Leiden bewandert ist, auch vom Glücklichsein mehr weiß als der, welcher nur im Genießen bewandert ist; und daß diesem

gegenüber, und sei er auch ein größter Machthaber dieser Welt, jener in Wirklichkeit als der Mächtigere erscheint.

Wo demnach Gott mit einem Menschen einen Pakt geschlossen hat, müßte sich dies auch im Aeußeren geltend machen; da ja ein solcher Pakt mit Gott zweifellos die größte Fähigkeit, Leiden zu ertragen, mit sich brächte, womit aber auch die beste Verheißung für ein Glücklichseinkönnen gegeben wäre. So aufgefaßt wäre Kierkegaards Frage mit Ja zu beantworten.

Eine solche Bejahung erführe der Satz auch durch den religiösen Nietzsche, der im Erfassen des Leides so weit gekommen ist, daß er den Wert eines Menschen von dessen Fähigkeit, Leiden zu ertragen, abhängig macht. Denn Nietzsche würde verlangen, daß diese heroische Fähigkeit, der doch auch ein Pakt mit einer geistigen Macht zugrundeliegen muß, sich am Menschen auch im Aeußeren fühlbar mache. Aber auch Franz von Assisi, allem Heroischen ferngerückt, müßte den Satz bejahen. Denn wortlos würde die Existenz dieses Heiligen, der die Leiden so aufzunehmen wußte, daß sie sich in Seligkeiten wandelten, den Pakt mit Gott auch im Aeußeren bekunden, weil doch auch im Aeußeren sich zeigen muß, ob ein Mensch selig ist, oder ob er leidet.

Innen und Außen ist eben nicht zu trennen, da geistig und religiös gesehen Innen und Außen nur Eines ist, indem im geistigen und religiösen Menschen das Innere gleichsam so viel Macht hat, daß es das Aeußere gestaltet. Da Kierkegaard dies gewiß auch gewußt hat, hat er das andere gewollt: die Trennung von Innen und Außen, um das Erdendasein, als ein Aeußeres, verneinen zu können. Aber das ist mehr kirchenchristlich als christlich und hat zur Voraussetzung den Glauben, daß mit dem Christentum etwas Besonderes in die Welt gekommen ist, das ein Jenseits auf Kosten dieses Erdendaseins zu leben lehrt, anstatt zu lehren (was auch das Geistige und Religiöse von jeher will), das Erdendasein so zu leben, daß sein Gewissestes, das Ableben, die Abberufung ins Jenseits, keine Angst erweckt, wie der Anfang im Diesseits keine Freude geweckt hat, — so zu leben, daß man jederzeit friedvoll der Abberufung ins Jenseits entgegensehen kann, was aber gewiß kein Leben auf Kosten dieses Erdendaseins ist, sondern immer noch die

sicherste Verheißung, schon in diesem Dasein glücklich sein zu können. So wenigstens sehe ich es verstanden von den großen Glaubensmenschen des Alten Testaments, wie auch von den fernöstlichen Weisen, die dem Reinen Menschen der Vorzeit, als dem Vorbild, nachstrebten.

Daß Kierkegaard gerade in dieser Rede kirchlich-neutestamentarisch beeinflußt ist, wird besonders offenbar, wenn er vom Apostel sagt: „er erfuhr Leiden, die bis dahin kein Mensch erfahren hatte, so gewiß als ja ein höheres Leben in einem Apostel war als in irgend einem früheren Menschen." An sich ist der Satz wohl richtig, nämlich insofern er aussagt, daß in dem Menschen, der Leiden erfuhr, die bis dahin kein Mensch erfahren hatte, gewiß ein höheres Leben war als in irgendeinem früheren Menschen. Aber wie Kierkegaard ihn einstellt, ist der Satz allzu gewagt und jedenfalls nicht unbedingt überzeugend. Denn die Vergangenheit liegt in Verhangenheit, und mit ihr auch der frühere Mensch, und mit ihm seine Leiden und sein höheres geistiges Leben. Und das Christliche, selbst als das Höchste genommen, kann das Gottesverhältnis des Menschen im Grunde nicht anders gestalten, als dieses ursprünglich war, als der Mensch noch so war, wie er von Gott gewollt ist. Für den Menschen nach dem Sündenfall muß nun freilich das Zurückverlangen zum ursprünglichen Gottesverhältnis mit Leiden verbunden sein, umsomehr, je mehr der Sündenfall im Menschen umgeht, je mehr ein Mensch Sünder ist. Das mag der Apostel Paulus, der wider Christus war bis zu seiner Bekehrung, außerordentlich an sich erfahren haben. Weil mit dem Erwachen und dem Wachstum des wahren geistigen Lebens auch der Sinn für Verantwortung erwachen und wachsen muß, und Leiden sich einstellen mögen, die jene, denen Gott verschlossen bleibt, nie befallen können. So sehr darum das höhere Leben und das damit verbundene außerordentliche Leiden in Paulus außer Frage ist, bleibt diesem Leben und Leiden doch ein Bedingtes anhaften, das die Aussage Kierkegaards über den Apostel, wenn man sie ins Zeitlose und allen gewesenen Menschen gegenüber stellt, doch wieder nicht ganz stichhältig erscheinen läßt. Denn zu bedenken wäre auch, daß Leiden, hervorgerufen durch Erwachen und Wachstum des geistigen Lebens,

durch ein wahres Gott-nahe-kommen, mit dem Rückblick auf ein Tun, das von Gott entfernte, immerhin auch die Bedeutung einer Sühne hat, die dem Leidenden doch wieder auch den besten Trost vermittelt. Darum bleiben die Leiden des Gerechten, der sich sein Gottesverhältnis erhalten hat — womit er, auch der Einschätzung Christi nach, zu jenen gehört, für die dieser nicht gekommen ist, weil sie so waren, wie Christus sie wollte —, in diesem Dasein auch immer noch als die eigentlichen Leiden in Geltung, als die Leiden, die ein höheres Leben umsomehr erfordern, je williger sie ertragen werden sollen. Und so bleibt Hiob auch Paulus gegenüber das nahezu überlebensgroße, unübertroffene Beispiel hiefür. Es spielt sich in Hiob wohl auch mehr ab als die Empörung der zu kurz gekommenen Kreatur gegen den Schöpfer, wie Haecker meint. Denn das Maßgebende an Hiob ist, daß er von jeher als ein Gerechter vor Gott erscheint, der, als ihm alles genommen wird, alles Hab und Gut, alle seine Kinder und die Gesundheit, sich noch also zu fügen weiß: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen!" Erst im Uebermaß der Leiden, an der Grenze körperlicher Armseligkeit, von den Mitmenschen geächtet, schlimmer Verdächtigung ausgesetzt, fängt er an wider Gott zu murren, erscheint er, der sich als Gerechten weiß, sich selbst wie einer, der dazu bestimmt ist, wider Gottes Gerechtigkeit zu zeugen, womit er freilich auch Gott selbst in Frage stellt. Welch ein Leiden für einen gottesfürchtigen Menschen, der von dem, was ihm widerfuhr, — da er sich seinem Tun und Trachten nach Gott gegenüber ja nicht schuldig weiß — dazu verführt wird, mit Gott zu rechten! Die Verwirrung Hiobs liegt somit darin, daß er als Gerechter, der Gott in sich trägt, sich von demselben Gott ins Unrecht gesetzt sieht, indem ihm Unglück über Unglück widerfährt, wodurch er auch Gott den Menschen gegenüber benachteiligt wähnt, während in Wirklichkeit nur Hiobs Glaube an Gott jene Beeinträchtigung erfuhr, durch die Hiob das Sichaufgeben, das einzig den Menschen Gott gegenüber erhält, verwehrt wird. Doch Hiob wird zur Erkenntnis seines Kleinmuts geführt, und indem er sich Gott völlig unterwirft, kommt er auch wieder zu seinem Pakt mit Gott, der gerade an ihm, als an dem Vorbild eines großen Leidenden, für alle Zeiten weit in die Zeit hinein sich auch

im Aeußeren geltend gemacht hat; berichtet doch die Schrift: „Er, der Herr, segnete hernach Hiob mehr, denn vorhin, daß er kriegte vierzehntausend Schafe, und sechstausend Kamele und tausend Joch Rinder und tausend Esel. Und kriegte sieben Söhne und drei Töchter. Und wurden nicht so schöne Weiber gefunden in allen Landen als die Töchter Hiobs. Und Hiob sah Kinder und Kindeskinder bis in das vierte Glied. Und Hiob starb alt und Lebens satt".

Demnach mag wohl von jeher sich auch im äußeren Erdendasein zeigen, daß Gottes Segen dem zuteil wird, der den Pakt mit Gott in sich aufrecht erhält. Demnach sollte aber auch jeder, bevor er mit Gott hadert über Ungemach aller Art, das ihn überkommen hat, in sich danach sehen, ob er solchen Segen verdient.

Wenn Kierkegaard hier anders sieht oder sehen will, so erklärt sich dies daraus, daß er die kirchenchristliche Voraussetzung, derzufolge mit dem Christentum ein völlig neues, höheres Leben für den Menschen einsetzt, ja derzufolge dieses höhere Leben von dem Christentum gleichsam erst ausfindig gemacht wurde, übernommen hat; während aus meiner Darstellung das Christentum im besten Falle als das von jeher Geistige und Religiöse hervorgeht. Und wenn Kierkegaard auf Grund dieser Voraussetzung zu jenen vereinzelten Aussprüchen kommt, die ins Zeitlose gestellt sich, wie gesagt, nicht halten können, so mag der Zustand, geschaffen vom „Pfahl im Fleisch", es gewesen sein, der jene Voraussetzung dem Glauben Kierkegaards gleichsam gewaltsam einverleibt hat, denn ein solcher Zustand begünstigt zweifellos die Reflexion, die Kierkegaards außerordentliche Stärke, doch — wie er wohl wußte — geistig und religiös gesehen auch seine Schwäche war. Denn die Reflexion ist ein Hindernis für das Aufkommen der Einfalt, der größten Geschlossenheit des eröffneten geistigen Lebens. Wo Reflexion ist, ist die Geistigkeit, ist die Religiosität noch zerstreut, noch nicht gesammelt, noch nicht geeint. Nun begegnet Kierkegaard gewaltsam dieser Reflexion durch Aufnahme jener Voraussetzung in seinen Glauben. So entscheidet an Kierkegaard gewissermaßen der Wille. Aber der

Wille bleibt, geistig und religiös gesehen, nur guter Wille, wenn er aus dem Bereich der großen Willigkeit nicht heraustritt. Das bedeutet hier: Man kann und soll dem Glauben nicht gebieten! Die Entscheidung des eigenen Willens schafft noch nicht das Zulängliche in geistiger und religiöser Hinsicht; sie greift immer dem inneren Wachstum vor, das allein alles zur Reife bringen muß — auch den Glauben. Wohl darum erscheint auch bei Kierkegaard, wiewohl, seinem Willen nach, allem, was er darstellte, jene Voraussetzung zugrunde liegen soll, gerade das, aus dem diese Voraussetzung spricht, als das weniger Ueberzeugende gegenüber dem außerordentlich Ueberzeugenden alles dessen, was er als der wahrhaft große, geistige und religiöse Mensch geäußert hat, der für seine Existenz einzig Gott als Voraussetzung anerkennt.

12.

Damit habe ich dargetan, was ich dartun wollte, während des ganzen Wollens willig dem folgend, was in mir führend war. Ich habe nie vorgehabt, ein „Korrektiv" zu bringen, das „in einem gewissen Sinne dem Bestehenden geopfert" wird, weil ich nicht gegen die schwachen Seiten des Bestehenden ankämpfe; erscheint mir doch dieses Bestehende, nämlich das ganze bestehende Christentum, reif für den Wegwurf. Sei es auch auf die Gefahr hin, daß die Verkündigung des Evangeliums auf Jahrzehnte hinaus eingestellt würde. Denn das Unvergängliche in den Evangelien erhält sich unverkündet besser als verkündet von den Vertretern einer Kirche, die als Weltbildung, der Herrschsucht zugrunde liegt, der Ausgangspunkt aller Verwirrung ist. Nicht umsonst ist gesagt: „Keine größere Verwirrung als Herrschsucht". Dieses Unvergängliche erhält sich aber auch ungehört besser, als gehört von einer „christlichen Welt", die der Kirche zur Seite steht als die erprobte Repräsentantin der Besitzgier, von der gesagt ist, daß sie das größte der Uebel ist.

Wie soll nun das Kreuz und die Glaubensforderung heute dem allem abhelfen können, da doch Kreuz und Glaubensforderung von den Schöpfern dieser Kirche und dieser „christlichen" Welt in Obhut genommen und deren Anhänger eben jene

„Christen" sind, die in geistiger und religiöser Hinsicht eine Verkommenheit offenbaren, daß sie zu jeder Religion aufschauen müßten. Weist doch keine Religion soviel Verdorbenes auf wie das Christentum als Welt- und Staatsreligion. Wer Umschau in der Zeit hält, kann es gewahr werden bis zum Erschrecken.

Ja, die Umschau in der Zeit bezeugt mir immer wieder, was meine Darstellung bekundet: daß das Geistige und Religiöse und damit das wahre Christliche nicht von der Kirche, nicht vom kirchlichen „Gottesdienst" zu holen ist. Daß vielmehr heute noch entschiedener gelten muß, was Kierkegaard in seiner eminenten Redlichkeit seinem Leser also zu bedenken gibt: „Dadurch, daß du nicht mehr (wenn du es anders bis jetzt getan hast) an dem öffentlichen Gottesdienst, wie er jetzt ist, teilnimmst, hast du beständig eine, und zwar eine große Schuld weniger". Wie muß ich dieser Mahnung beipflichten, sehe ich doch, wie die Glaubenslosen, ja die Glaubensunfähigen, die durch und durch politischen Menschen (die Allerweltsjuden voran) immer mehr zur Kirche kommen, und die, welche wahrhaft Gott näher zu kommen streben — die Menschen, die Mensch werden wollen — der Kirche immer ferner rücken! Wie sollte da nicht wahrzunehmen sein, auf welcher Seite das Geistige und Religiöse und mit ihm auch das Christliche ist? Des weiteren wäre noch zu bedenken: daß von jeher der Mensch es ist, der von seinem Schöpfer zum Erdendasein bestimmt ist, nicht aber diese Welt, und mit ihr nicht der Staat und nicht die Kirche, die den Staat in sich trägt. Das heißt, daß der Mensch auch nicht für die Kirche und nicht für den Staat geschaffen ist. Daß dergleichen nur Berechtigung hat, wenn es dazu dient, dem Menschen in diesem Dasein Stütze zu sein, wenn es ihm zum wahren Frieden und Wohlgefallen auf Erden verhilft. Das besagt aber: wenn es dem von jeher Ordnenden nicht entgegen ist, wenn es nicht dieser Welt dient, wenn es nicht von dieser Welt ist, deren gewaltsam geschaffene Ordnung dem von jeher Ordnenden existenziell entgegenwirkt und so des Menschen wie der Menschwerdung Feind ist.

Es sind auch immer ausgesprochene Weltmenschen, die mit ihrem Zur-Kirche-kommen Aufsehen erregen. Und sie wollen

es so, weil sie eben Weltmenschen bleiben, ja solche noch mehr werden im Pakt mit der Kirche, der noch lange kein Pakt mit Gott ist. Der katholische Dichter Paul Claudel ist ein Beispiel hiefür. Als einer, der nicht „verdammt werden" will, ging er zur Kirche, vielleicht getrieben von der Hochflut einer Sinnlichkeit, in der er unterzugehen Gefahr lief. Die Kirche, die Sünden vergibt, versteht sich ja auch darauf, Falten, welche Sinnlichkeit in die Seele eines Weltmanns gräbt, zu glätten. Und Claudel will wohl auch innerlich gepflegt erscheinen. Aber ob das die wahre christliche Pflege ist, da sie es schließlich doch zuläßt, daß er als üppiger Nationalist die Gewalttaten der französischen Sieger mitmacht? Wie ich es sehe, kann ein Christ kein Nationalist sein. Denn der geistige und religiöse Mensch, somit auch der Christ, ist Anwalt der großen Wirklichkeit, die tief in die Verhangenheit hineinreicht; er kann nicht die Interessen des Nationalismus wahrnehmen, der umsomehr Leben gewinnt, je mehr der Mensch von aller Tiefe abkommt. Aber Claudel behilft sich als Dichter, indem er, was ihm existenziell abgeht, sich als Romantiker überreich zuzulegen weiß; ja, als solcher leistet er geradezu Ueberchristliches. Ich verweise hier auf sein Drama „Verkündigung", das gewissermaßen der besitzgierigen Liebe die christliche Liebe entgegenstellt. Die christliche Heldin, Violäne, eine junge Verlobte, die wahrlich als eine Gerechte erscheint, wird vom Geschick in grausamster Weise heimgesucht. Aussätzig geworden und vom Verlobten Jacobäus des Treubruchs verdächtigt, überläßt sie all ihr Erbe und den Geliebten der besitzgierigen Schwester und führt nun mit anderen Aussätzigen ein ausgestoßenes Leben. Doch als der Schwester, die den Jacobäus geheiratet hat, das Kind stirbt und diese bittend zu ihr kommt, erweckt sie mit ihrer aussätzigen Brust das Kind wieder zum Leben. Dafür wird sie von der Schwester, in der die Eifersucht erwacht ist, weil das Kind nun Violänes Augen hat, in eine Sandgrube geworfen und ein Wagen über sie gestürzt. Was ihr vor dem Tode noch vergönnt wird, ist nur eine kurze Aussprache mit dem einstigen Geliebten.

Man erkennt: der katholische Dichter hält es mit der Löhnung seiner Gerechten auf Erden viel strenger als Gott es Hiob gegenüber tat. Es wirft sein Licht auf den Dichter, der existenziell

dem völlig fern steht, was er dartut, wie auf das Christkatholische, das den Dichter, statt ihn zurecht zuweisen, in dem Glauben zu bestärken scheint: daß, wer so Ueberchristliches darzustellen weiß, existenziell sich als der unchristlichste Nationalist aufspielen dürfe. So zeigt sich auch im Falle dieses französischen Dichters eigentlich nur der Januskopf der Kirche, die existenziell nach dem ersten Platz an der Sonne dieser Welt strebt, während sie in der Theorie ein Jenseits vertritt, das dem Erdendasein die Sonne nimmt!

Schon dem nach, was ich vom Geistigen und Religiösen in mir zu haben glaube — mag es auch gering sein —, muß ich als Deutscher dem Deutschen Reiche gegenüber noch bekennen, daß ich nie verstehen konnte, wie ein Reich gedeihen kann, das von Menschen bewohnt wird, denen das Reich über alles geht. Die Richtigkeit dieser Anschauung wird früher oder später jedes Reich an sich erfahren müssen, wie sie Deutschland bereits an sich erfahren hat. Denn das Reich macht nicht die Menschen, sondern diese machen das Reich, das umso fester gefügt sein wird, je mehr seine Menschen in sich festgefügt, je mehr sie im Zulänglichen verankert sind. Wo den Menschen erst ein Reich, ein Staat den Halt gibt, halten sich diese Menschen an etwas, das selber nicht feststeht, wodurch sie dieses und sich selbst zum Wanken bringen.

Auf welch schwankem Boden muß heute die Kirche stehen, da sie bereits national geworden ist und sich so betätigt, als gehöre der politische Nationalismus zum Gottesverhältnis des Menschen! Und doch ist Nationalismus der billigste Anstrich, den sich ein farbloses Menschentum geben kann. Ja geistig und religiös gesehen scheint der Sirenengesang des Nationalismus, wie er heute sich äußert, noch zum Schwanengesang der Völker zu werden (obwohl das heillos mißtönende Ueberlautwerden verendender Nationen alles eher als diese Bezeichnung verdient).

Wenn verbohrte Nationalisten nach dem bösen Geist im Judentum fahnden, sollten sie sich doch zuerst Rechenschaft darüber geben, wieso es gekommen ist, daß dieser böse Geist gerade in den nationalen Völkern umgeht, und zwar umgeht bis zur übermäßigen Bereitschaft dieser Völker, sich gegenseitig zu vernich-

ten. Und daß gerade in ihnen Kirche und Presse zu größtem Einfluß gelangt sind.

Der wahre Jude als Glaubensmensch aber kennt solchen Nationalismus nicht. Und wenn die „Christen" vom verkommenen Juden das Beispiel nehmen, ja diesen noch zu überbieten trachten, müssen sie wahrlich schon vorher verkommen sein. Wer Mensch genug ist, fühlt auch übergenug den bösen Geist dieser nationalen „Christen."

Rückkehr zum Ursprung, die grundlegende Bewegung, um das Gottesverhältnis im Menschen wieder herzustellen, kennt und anerkennt keine Nation und damit auch keinen Nationalismus. Sie kennt und anerkennt nur das Erdendasein des Menschen. Vergeblich würde man nach vollendetem Vollzug solcher Bewegung in sich nach Deutschtum oder Engländertum, nach Franzosen-, Italienertum oder den anderen Nationalismen der „Christen" suchen, die wütende Kriege untereinander führen, um sich als Nationen einen Platz an der Sonne dieser Welt zu verschaffen. Denn das Geistige und Religiöse, und damit auch das Christliche, das mit der Rückkehr zum Ursprung in einem erschlossen wäre, müßte auch bewirken, daß man sich und mit sich auch dem Volke und mit dem Volke auch der Nation einen Platz an der viel dauerhafteren Sonne des Rechttuns verschafft, das die beste Verheißung für den Bestand und das Wohlergehen des Einzelnen wie eines Volkes auf Erden ist.

Aber den „christlichen" Nationen, in ihrer Fortgeschrittenheit zum Verderben, ist das Geistige und Religiöse so ferne gerückt daß sie die Erde als Gottes Schöpfung, in der für alle Menschen reichlich Platz sein muß, nicht mehr wahrnehmen können. Und da sie einer Rechtfertigung bedürfen, und sei es die absurdeste, für ihre menschenmordenden Kriege, so haben sie Statistiken aufgestellt, denen zufolge im Verhältnis zum Nahrungserträgnis der Erde immer wieder zu viele Menschen auf der Erde vorhanden sind. Die elementarste religiöse Glaubensforderung: daß Gott als der Schöpfer seine Schöpfung so gemacht hat, daß jede Kreatur in ihr sein Auskommen findet, ist ihnen völlig unverständlich geworden. Diese Glaubensforderung, die eigentlich schon vom ersten Wachwerden des Geistigen und Religiösen gestellt wird, verneint auf das entschiedenste, daß die Menschen je im-

stande wären, sich so zu vermehren, daß die Erde sie nicht mehr ernähren könne. Es ist daher völlig verwerflich, anzunehmen, es bedürfe immer wieder gewaltsamer, viele Menschen vernichtender Aktionen von Seite der Menschen, um die Menschenanzahl dem Nahrungserträgnis der Erde anzupassen. Das völlig Verwerfliche, der ungeheure Betrug, besteht darin, daß auf Rechnung der Beschaffenheit der Erde und damit auf Rechnung ihres Schöpfers gesetzt wird, was einzig auf das Schuldkonto der Menschen zu setzen ist, die mit ihrem Abkommen von dem von jeher Ordnenden diese arge Welt aufkommen ließen.

Hier frage ich: Gehen nicht täglich in dieser von den Menschen geschaffenen Welt zahlreiche Menschen an Mangel wie an Ueberfluß zugrunde? Und doch wäre mit dem Ueberfluß, an dem diese zugrunde gingen, jenen, die an Mangel zugrunde gingen, mehr als genug geholfen gewesen! Verderben nicht täglich ungezählte Nahrungsmittelmengen, weil jene, die über sie verfügen, sich von ihrer Abgabe nicht genug Gewinn versprechen? Ist das Abgeben auch notwendigster Lebensmittel nicht oft genug Organisationen anvertraut, deren ganzes Streben skrupellos darauf ausgeht, sich Macht zu verschaffen? Hat der Weltkrieg die Unerschöpflichkeit des Gebens der Erde nicht genug geoffenbart, wenn trotz seines fünfjährigen Wütens, das sich gegen alles richtete, was die Erde hervorbringt, doch noch zur Sättigung der Menschen genug vorhanden war, wo nicht die Steinhaufen der Großstädte mit ihren Menschenstauungen dem Wachstum der Natur den Platz verlegten — wo nicht zugleich durch Wucherer und Kettenhändler die Nahrungsmittel den Menschen vorenthalten wurden? Wer kennt die Grenzen des Reichtums und des Abgabewillens der Erde? Und ist nicht von jeher vom Schöpfer in den Menschen das Vermögen gelegt, sich diesen Reichtum und diesen Abgabewillen dienstbar zu machen? Was aber zeitigt der Fortschrittswahn der Menschen? Der Fortschrittswahn, der von Presse und Kirche gespeist wird! Dieser Fortschrittswahn, der ermöglichte das Unmögliche zu glauben: diese Welt, die den Weltkrieg hervorbrachte und dafür noch die Erde verantwortlich machen will mit der Begründung, daß immer wieder mehr Menschen vorhanden seien, als die Erde ernähren könne — **diese Welt sei christlich!**

O du alte, ewig junge, o du heilige Erde! Erhebe dich! Befreie dich! Mache dich los von dieser blutbefleckten, entsetzlich unheiligen, sich christlich nennenden Welt!

13.

Ja, die Erde als Schöpfung Gottes ist herrlich wie am ersten Tag! Möge ich dessen eingedenk bleiben, alle Tage, bis an mein Lebensende! Wie auch dessen, daß, was dieser heiligen Erde entgegen die Welt als Schöpfung der Menschen hervorgebracht hat, nicht von Gott gewollt sein kann! Somit auch die Kirche nicht, und nicht das Christentum, das von dieser Kirche seit Jahrhunderten betätigt wurde und heute als nationalistisches Christentum in seiner ganzen Verkommenheit umgeht. Zumal die Vertreter der Kirche überall schürend am Werke sind, diese geistlichen Vertreter, die sich in die Welt völlig vergafft haben und nun des Nationalistischen als eines Kupplers bedürfen, der ihnen noch die letzte Gunst dieser dahinsiechenden Welt vermitteln soll; denn um die Gunst dieser verkommenen christlichen Welt zu erlangen, muß man heute Nationalist sein. O armseliges Eintagsleben eines solchen Nationalismus! Wie erscheint durch ihn das Menschenantlitz einer jeden Nation zur elenden Grimasse entstellt! Und die vielen Nationen in der Christenheit, von denen jede die große oder wenigstens eine große in dieser verkommenen Welt sein will, nehmen sich wie lauter christlich verzerrte Fratzen aus, dem Schicksalsschlag entgegenstarrend, der sie endlich wieder dazu bringen soll, ein Gesicht zu zeigen: ein Menschenantlitz, an dem das politisch Christliche und mit ihm alles besondere Christliche getilgt und das von jeher Geistige und Religiöse zu neuem Leben aufgeweckt erscheint. Vielleicht kommt dieser Schicksalsschlag vom fernen Osten her? Ist doch schon heute der uns nahe Osten, das russische Reich, das einzige, das nicht nationalistische Kriege führt, und darum weniger unheilig als sämtliche westlicher gelegenen christlichen Staaten, die nationalistische Raubkriege führen und höhere Beweggründe, die nichts als Trug und Lüge sind, vorschützen! Ist es doch auch der ferne Osten, der die Kunde von den Reinen Menschen der Vorzeit am besten gewahrt hat!

Darum schaue ich nach dem fernen Osten aus, wie ich manchmal nach schlafloser oder traumschwerer Nacht nach dem Tagesanbruch, nach Sonnenaufgang ausschaue. Das Reich der aufgehenden Sonne kennt den Untergang der Liebe nicht, von dem die Reiche und Staaten heimgesucht sind, in denen das Christentum als Kirche und mit ihm die christliche Welt aufgegangen ist. In denen der älteste und heiligste Bund der Menschennatur, die Ehe — die Ehe, in der das Weib sich dem zurückgibt, dem es entnommen ist, in der das Weib sich an den Mann verliert, um völlig zu sich selber zu finden — zu einer kirchlichen Institution geworden ist, die mit Rechten und Pflichten Handel treibt. O Schmach dieser christlichen Reiche und Staaten, in denen die kirchliche Ehe gesetzlich geschützt erscheint, während die Liebe gefangen gesetzt ist! In denen das Weib für das politische Wahlrecht eintritt, weil es das Wahlrecht des Geschlechts, das das Weib durch Aufgeben seiner äußeren Freiheit zur Freiheit zu sich selber führt, so aus sich verloren hat, daß es die Ausübung politischer Tätigkeit, die die größtmögliche Veräußerlichung und als solche die schmählichste Einkerkerung der Menschennatur ist, für errungene Freiheit hält.

Nochmals verweise ich hier darauf, daß die sogenannten christlichen Völker in geistiger und religiöser Hinsicht die verdorbensten sind, und daß ihre gründliche Verdorbenheit mit ihrer Auffassung von Liebe und Ehe zusammenhängt. Denn Liebe und Ehe sind es, die in das Werden der Menschen hineinreichen. Und von der Auffassung der Liebe ist das Verhalten in der Ehe abhängig. Und wer das äußerliche Zusammengeben von Seite der Kirche oder des Staates als das Bindende für die Ehe ansieht, wird für sein Verhalten in der Ehe auch ein Aeußerliches, eine Satzung von Seiten des Staates oder der Kirche, entscheidend werden lassen. Damit läßt man aber etwas in sich autoritativ werden, was geistig und religiös gesehen für das Einswerden im Fleische in Liebe, das einzig die wahre Ehe ausmacht, keine Autorität hat. Das Aufkommen einer solchen falschen Autorität bringt allzu leicht das Abkommen vom Gehorsam mit sich, der in der Ehe mehr als anderswo das Heilige ist, weil er das Bindende ist, das als die große Willigkeit — von Seite des Weibes dem Manne und von

Seite des Mannes der Verantwortlichkeit vor Gott gegenüber — dem Bund der Geschlechter die Zulänglichkeit erbringt, auch wenn das Unzulängliche der leiblichen Willigkeit erkannt worden ist. Dieser Gehorsam ist es, der dem Weibe gewissermaßen die religiöse Freiheit gibt, indem er der Willigkeit der Weibsnatur Raum verschafft und dieser zum Freiwerden zu sich über die Leiblichkeit hinaus verhilft; dieser heilige Gehorsam, der nicht mehr als Gehorsam gefühlt wird, weil er als Hingebung, die ihn völlig in sich begreift, ein Lebenselement der weiblichen Freiheit ist und als solches allem Weibsein ein Sichdurchsetzen bedeuten muß.

Solchem Sichdurchsetzen steht freilich völlig entgegen, wie sich heute das „christliche" Eheweib durchsetzt, das den Pakt mit Kirche und Satzung für die Ehe nimmt und aus solchem Pakt seinen vermeintlichen Vorteil zu ziehen strebt, indem es seine Willigkeit immer mehr zu dem einen Willen auswachsen läßt, sich alle Umgebung gefügig zu machen. So erklärt es sich, daß heute schon die Presse vom Kampf der Geschlechter zu reden weiß. Der Kampf der Geschlechter ist eben wie der Weltkrieg die Errungenschaft eines kirchenchristlichen Geschlechts. Das sei hier festgehalten und daran die Forderung geknüpft, daß jeder Mensch, der mit der Rückkehr zum Ursprung Ernst machen will, sich von solchem Christentum abwende. Denn daß die kirchenchristliche Auffassung der Ehe den Menschen nicht zum Heile geworden ist, erweisen tagtäglich die kirchenchristlichen Ehen. Der intellektuelle Schwachsinn des Weibes, in dem der kirchenchristliche Sündenbegriff großgezogen ist, ermuntert es in der Ehe, das Ansinnen des Mannes als dessen Schwäche anzusehen und ihm dementsprechend überlegen zu begegnen, während es freilich dieses Ansinnen doch nie entbehren will, nicht zuletzt eben um dem Manne überlegen und überlegend begegnen zu können. Und hat das Weib durch solches Verhalten die Liebe des Mannes und mit ihr auch das Ansinnen der Liebe gründlich eingebüßt, wird ihm der Eigenwille immer mehr zur Eigenplage, die in ihm eine beständige Gereiztheit dem Manne gegenüber auslöst. So begegnet nachgerade das Weib dem Manne als Gegnerin statt als Gehilfin, und der Kampf der Geschlechter übt seine zerstörende Wir-

kung aus, genau so wie die anderen, von den Menschen erfundenen Zerstörungsmittel ihre verheerende Wirkung ausüben. In dieser gott- und geistverlassenen „christlichen" Welt, die der Natur wie des Menschen Feind ist, ist eben alles auf den Kopf gestellt. Und wenn es vor Zeiten Xanthippe gab, ein Eheweib, wie es dem Manne gegenüber nicht sein soll (wobei zu beachten ist, daß es gleichsam als augenfällige Ausnahme auf die Nachwelt gekommen ist), so sind heute die Xantippen und Mannweiber, die vor Eigenwillen zum leibhaften Unwillen mit sich selber gekommen sind, eher die Regel in den kirchenchristlichen Ehen, die wohl eine Einrichtung zu Gunsten der weltlichen Machtstellung der Kirche sind, aber nicht dafür geschaffen erscheinen, Mann und Weib zu Menschen nach Gottes Wohlgefallen zu machen.

(Ich spreche hier nicht im Interesse des Mannes, von dem ich verlange, daß er Mensch genug sei, um sich für seine Person auch einer Xanthippe erwehren zu können. Das Beispiel des Sokrates wäre hier schon vorbildlich genug. Auch müßte, wer Mensch genug ist, die kirchliche Handlung, die sich bei dem Glaubensstand der heutigen Christenheit wie Humbug ausnimmt, nie als das Bindende für die Ehe nehmen. Und demgemäß müßte er auch über derlei kirchliche Schranken hinweggehen können wie über kein Hindernis. Ja, er könnte noch weitergehen und sich fragen, ob er überhaupt je verehelicht war trotz des eingegangenen Sakraments der Ehe, trotz seines fleischlichen Einswerden mit dem Gegenstand seiner Liebe, wenn er an diesem nur die Willigkeit zum Durchsetzen des eigenen Willens wahrnimmt. Denn er könnte den geistigen Standpunkt einnehmen, daß auch das Einswerden im Fleische nur das vergängliche Gleichnis und das Einswerden im Geiste die eigentliche Ehe, ja die Voraussetzung zur wahren Ehe sei, die das Untertansein des Weibes, dem Willen nach, auf Lebenszeit erfordert, das geistige Willigsein, die beständige innere Bereitschaft zum Gehorsam, das Unerläßlichste für ein Geschöpf, das dem Manne als Gehilfin von Gott von allem Anfang her zur Seite gestellt ist.

Das sei hier im Interesse des Weibes gesagt, im Interesse der Weibsnatur, die einzig durch Willigkeit dem Geiste nach sich zu ihrer wahren Bestimmung und damit zu sich selber, zu ihrem

inneren Freiwerden auswachsen kann; was schließlich von Seite der Menschen nicht zu ändern ist, weil es von Gott so gesetzt ist und nicht von der Kirche, die sich der Lehre Christi entgegen diese Welt erobert hat.

Das sei hier gesagt im Interesse des Menschengeschlechts, weil doch das Weib es ist, dessen Beschaffenheit mit dem Mutterwerden auch für die Beschaffenheit des Kindes außerordentlich von Belang ist; das Weib, das durch seine Emanzipierung, der die Unbotmäßigkeit dem Manne gegenüber vorhergehen mußte, in keiner Weise gewonnen hat. Wird doch die Mutter vom Kinde ungleich mehr in Anspruch genommen als das Weib vom Manne. Und wie soll das Weib als Mutter dem Kinde die nötige Willigkeit entgegenbringen können, wenn es sich dem Manne gegenüber als der beständige Anspruch auf Widerspruch geltend macht? Daß gerade in der Christenheit, im Bereich der Kirche, ja innerhalb der kirchenchristlichen Ehe, diese Emanzipation des Weibes vom Weibsein mehr als anderswo ihr Fortkommen und Gedeihen findet, spricht gewaltig gegen das Chrîstentum als Kirche, das ein Drittes in den Bund der Ehe gebracht hat, ein Autoritatives von außer her, durch das das Weib verlernt hat, im Untertansein ihr innerstes Selbst zur Herrschaft zu bringen. Das Weib ist eben durch das Christentum der Kirche um sich selber betrogen, aber nicht freier geworden. Die Freiheit, die es sich errungen hat, ist seine Gefangennahme, die Gefangennahme der Fähigkeit zum Weibsein, der die Gefangennahme der Liebe vorher ging. Das kann nicht oft genug betont werden. Mit seiner vermeintlichen Freiheit bringt es sich immer mehr in Abhängigkeit von den unbeständigsten Mächten, wird immer veräußerlichter, immer halt- und gehaltloser und verliert aus sich immer mehr seine ursprüngliche Bestimmung, indem es zu neuen Lebensberufen findet. Die Gleichstellung mit dem Manne, die es anstrebt, offenbart gerade seine Minderwertigkeit und bringt die ursprüngliche Gleichstellung, die für das Weib darin besteht, die notwendige Ergänzung zum Manne zu sein, immer mehr außer Geltung. So erweist sich die Freiheit, die das Christentum als Kirche, die ganze Fortgeschrittenheit der Christenheit, dem Weibe gebracht hat, als eine Freiheit, die gefangen setzt. Denn das Weib wurde eigenmächtiger; so vergrößerte sich

seine Ohnmacht. Denn es wurde eigenwilliger; so verstärkte sich sein Unwille. Denn es wurde politisch; so steigerte sich seine Besitzgier und Herrschsucht. Das Weib ist mit dem fortgeschrittenen Kirchenchristentum immer mehr zum Unweibsein fortgeschritten und als solches unfreier, schlechter und im Grunde unglücklicher geworden. Kein Wunder, wenn schließlich diese kirchenchristlichen Völker, bei denen das Weib das Weibsein immer mehr verlernt hat, eine politische Ueberreife erlangen und Besitzgier und Herrschsucht in ihnen so überhand nehmen, daß sie im Bestreben, einen ersten Platz an der Sonne dieser Welt einzunehmen, sich nicht scheuen, sich gegenseitig massenweise zu vernichten. Und doch müßte, wer Mensch genug ist, wissen und fühlen, daß auch der allererste Platz an der Sonne dieser argen Welt noch lange kein Platz an der Sonne des Daseins ist, weder für den Einzelnen noch für ein Volk, und daß ein Platz, der sich wahrlich als ein solcher Platz an der Sonne erweist, niemals durch Politik, niemals durch Besitzgier und Herrschsucht, die die größte Verwirrung und die entsetzlichsten Gewalttaten zur Folge haben, zu erringen ist.)

14.

Es ist Zeit zum Abschluß. Mein Tagwerk, das ich vor Sonnenaufgang beginne und erst nach Sonnenuntergang auflasse, wenn auch oft unterbrochen von Unternehmungen, die mir die Beschaffung des Lebensunterhalts aufnötigt, läßt mich denken, daß ich als Arbeiter das Meine getan habe. In welches Herrn Dienst ich stehe, könnte ich wohl gar nicht angeben, denn zunächst ist mir selbst mit meiner Arbeit der beste Dienst geleistet, weil die Arbeit mir abnimmt, was in mir aufbegehrt, was das Leben mir zu tragen auferlegt. Wirkt das Leben als eine Last, so ist das innere Leben, wenn es sich genug auftut, doch immer wieder der Träger, der auch die größten Lasten zu tragen und abzusetzen weiß. Auf solcher Erkenntnis beruht wohl auch der religiöse Grundsatz: wer der anderen Last auf sich nimmt, ist in Wahrheit der Herrscher. Ein Grundsatz, den das Christentum als Kirche existenziell nie gekannt hat. Ein Grundsatz, der offenbart, wie unvergleichlich religiöser im fernen Osten die Verfassung des Menschen schon in der Vor-

zeit gewesen sein muß gegenüber der Verfassung des heutigen Christenmenschen, den sich die Kirche herangezüchtet hat und der so politisch ist, daß er einzig nach einem Platz an der Sonne dieser argen „christlichen" Welt strebt.

Die Ueberhebung des Christentums als der Kirche zeigt sich mir in ihrer ganzen Greifbarkeit. Indem ich dieses Christentum ablehne, kann ich für das Reine Menschentum, das im fernöstlichen Taoteking wie in den Evangelien untergebracht ist, eigentlich erst eintreten. Indem ich solches Kirchenchristentum verwerfe, schütte ich gleichsam nur das schmutzigtrübe Bad aus, aber mit ihm nicht das Kind, aber mit ihm nicht das Christliche Christi, das als das Geistige und Religiöse von jeher völlig unabhängig von jenem uns erhalten bleibt.

Dieses Geistige und Religiöse von jeher erkennt und anerkennt auch als das Christliche den für den wahren Glauben an Gott grundlegenden Satz: Im Anfang war die Vollendung. Sagt doch das Johannesevangelium: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Und alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist." Uebereinstimmend damit verkündet auch der Taoteking die Rückkehr zum Ursprung als den Weg zur Vollendung. Nun wird vom Christentum als der Kirche die Menschwerdung Gottes und mit ihr ein völlig neues Religiöses für das Jahr 1 angesetzt — also vor ungefähr 1900 Jahren — ein Zeitraum, der kaum in Betracht kommen kann dem Zeitenraum gegenüber, den die Existenz der Schöpfung und des Menschen schon hinter sich haben muß, da deren Vorhandensein zweifellos so weit in die Vorzeit hineinreicht, daß ihr Beginn nicht zu bestimmen ist! Und nun soll erst durch den Glauben an diese Menschwerdung Gottes der Mensch seiner wahren Bestimmung zugeführt werden können, in diesem Leben sowohl wie im Leben nach dem Tode?! Im Anfang aber war die Vollendung! Der Satz ist nicht abzulösen vom wahren Glauben an Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde wie des Menschen. Und von der Unzahl Menschen, die gelebt haben, müssen auch welche zum Wort, das im Anfang war, und mit ihm zur Vollendung zurückgefunden haben, und damit auch zu ihrer wahren Bestimmung im Leben wie nach

dem Tode. Schon hier verliert das Christentum (im Sinne der Kirche) seine besondere Bedeutung auch für das Jenseits. Nun ist es aber gerade die Menschheit, in der die Menschwerdung Gottes geglaubt wird, in der diese Menschwerdung zum Glaubenssatz erhoben ist, die vom Glauben an die Vollendung, die im Anfang war, abkam und wie kaum eine andere Menschheit der Politik und dem Fortschritt anheim fiel. Triumphierte doch schließlich der Fortschritt nirgends so sehr wie in der Christenheit. Das sieht wahrlich aus, als hätte den verdorbenen Christen und Menschen (und der Kirchenchrist im allgemeinen ist ein solcher) der Glaube, daß Gott für ihn Mensch geworden sei, überdies zum Glauben verführt, er sei auch für den Fortschritt von Gott ausersehen worden. Einem solchen Glauben entspräche auch der Fortschritt zum Weltkrieg. Und das Aufkommen dieses Fortschrittsglaubens hätte demnach wohl auch die Kirche als Weltbildung, als Politikerin, auf dem Gewissen. Aber hat die Kirche als solche überhaupt ein Gewissen? Sie, die von jeher mit dem Glauben zu rechnen pflegte, und der darum auch, wie ich glaube, der Untergang beschieden sein muß. Aus dem Untergange jedoch der christlichen Welt und Kirche — die als solche nie und nirgends rechtgläubig war und ist, weil der rechte Glaube sich existenziell ausweisen muß — bleibt Christus als der letzte R e i n e M e n s c h mehr als je aufragend, und die Worte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen", — von ihm als von einem gesprochen, der nur erfüllend aussagte, was von jeher war — bezeugen, daß Gott und mit ihm auch seine Schöpfung, der Mensch — als der Mensch nach Gottes Wohlgefallen — nicht dem Fortschritte anheimfallen kann, weil Gott unveränderlich ist und mit ihm das Wesentliche alles dessen, was seine Schöpfung ausmacht, also auch das Wesentliche des Menschen, und daß daher die ganze Schöpfung, der Mensch inbegriffen, als Gottes Werk nie herrlicher werden kann als sie war am ersten Tag der Vollendung.

Dennoch gelang es gerade den „Christen", als den Sprößlingen einer „christlichen" Welt, die eine Schöpfung der Kirche ist, die Gottesvorstellung mit der Vorstellung von Fortschritt so in Verbindung zu bringen, daß sie jeden Fortschritt, selbst den

Fortschritt zum Weltkrieg, zum größten Sündenfall der Menschheit, „mit Gott" aufnehmen und betätigen konnten. In wahrlich religiöser Wallung solchem Zeitgeschehen gegenüber sagt Karl Kraus in seinem Gedicht „In perpetuam rei memoriam":

Die auferstanden von dem Sündenfalle
nach tausend Jahren,
sie sollen es erfahren:
Die Beter waren, waren Töter alle!

Herr ihrer Schaaren!
Sie führten dies und das im Schilde
und schufen dich nach ihrem Ebenbilde
mit Haut und Haaren.

Und nun Welt, fahr wohl! Du stehst mir viel zu fern, als daß ich dir gram sein könnte. Was habe ich noch zu schaffen mit deinem menschenmordenden Christentum, das, wo es ganz Kirchentum geworden ist, das Menschendasein eingehen läßt. So sehr hat es den Menschen schon veräußerlicht, daß er die weltliche Aufgeklärtheit sogar auf das Jenseits überträgt, wiewohl für den Menschen auch im Diesseits die Unerforschlichkeit seines Wesens das Lebenselement bedeuten muß. Was auch den Menschen von allem Anfang an religiös sein ließ und ihn heute noch so sein läßt, wo er nicht sein Wesentlichstes dadurch eingebüßt hat, daß er Welt wurde. Wo er nicht, wie dort, wo er sich zur „christlichen" Welt bekennt, auch noch zutiefst betrogen ist, indem er sich für religiös hält.

Doch diese Angelegenheit habe ich eben zu ordnen gesucht, indem ich versucht habe, den Menschen dem Dasein wiederzugeben als den ursprünglichen religiösen Menschen ohne Welt, ohne Kirche, ohne Kirchenchristentum, ohne eine Religion — weil das von jeher Geistige und Religiöse keine Religion ist — und somit ohne Stütze von außen her, auf daß der Mensch gezwungen sei in sich zu gehen, in sich zu gehen bis zu seiner Wurzelung, bis zu dem Grunde, dem er entsprossen ist, auch wenn er ihn nicht zu durchdringen vermag. Denn ist ihm bei solchem Insichgehen die Tiefe seines Wesens auch durchsichtiger geworden, so ist, was sichtbar wurde, noch kein Grund, sondern wiederum nur Tiefe. Und so zeigt sich immer wieder, daß der Mensch seiner selbst

nicht völlig habhaft werden kann, daß er in ein Grenzenloses mündet, das die Unerforschlichkeit seines Wesens dartut, und zugleich, daß diese Unerforschlichkeit umsomehr sein Lebenselement werden muß, je mehr er Mensch wird, je religiöser er ist. Denn erst das Eindringen in diese Unerforschlichkeit läßt den Menschen deren überwältigende Macht ahnen, und bewirkt, daß er sich einem Unbedingten anheimstellt, um in ihm den einzig sicheren Halt zu gewinnen. Und so erst gelangt er dazu, sich der Hand dessen anzuvertrauen, der als das Absolute und Unbedingte auch dieses Unerforschliche geschaffen hat, für den es somit nur Betätigung des eigenen Wesens ist, und der nur auffindbar ist dadurch, daß man sich ihm hingibt, ihm sich unterwirft. Daraus wiederum geht hervor, daß Weisheit in religiösem Sinn sich als Hingebung und Unterwerfung Gott gegenüber ausweisen muß. Und solche Weisheit lehrt der Taoteking als der Anschluß an das Gesetz.

Aber auch Kierkegaard sagt im Schlußwort seiner Stadien auf dem Lebensweg: „Der Religiöse ist nach meiner Anschauung der Weise. Wer sich aber einbildet, der Religiöse zu sein, ohne es zu sein, der ist ein Tor, und wenn einer nur eine Seite des Religiösen sieht, so ist er ein Sophist." Nun bilde ich mir gewiß nicht ein, der Religiöse zu sein; aber mein Verhältnis zum Religiösen ist doch so, um mich auch als Unwissenden wissen zu lassen, daß ich kein Sophist bin. So weiß ich auch, daß Weisheit im religiösen Sinn zur Einfalt führt, und daß Einfalt ein Höchstes bedeutet, dem christlichen wie dem fernöstlichen Vorbild nach. Aber dieses Höchste ist schwer zu erreichen, und leichter ist es, weise zu sein als die reine Einfalt zu erlangen, die sich in einem erst einstellen mag, wenn alle Weisheit zur Ruhe gekommen ist. Die Weisheit kommt aber dort zur Ruhe, wo der Mensch wieder zum Kinde wird.

Daß wir werden wie die Kinder, erweist sich demnach als Forderung des Geistigen und Religiösen von jeher; das Evangelium wiederholt sie nur. Es ist eine Forderung, die allem Zeitgeschehen gegenüber versöhnend wirken und auf solche Weise dem Menschen den Seelenfrieden erhalten soll. Ich kann nur trachten, mich dieser Forderung gefügig zu machen, indem ich sie immer wieder auch an mich stelle; die Forderung, daß wir wie die Kinder werden und in der Unmittelbarkeit unser

Glück, unseren Frieden finden, frei gemacht durch das Wissen um unser Unwissen, klein gemacht durch die Erfahrung, daß auch alles Ermittelbare für das Zuendeerkennen nicht ausreicht, und daß wir in diesem Sinne die Erscheinung nie für das Wesentliche oder Ganze nehmen, sondern immer soviel in uns aufbringen, um der Erscheinung als dem Unwesentlichen begegnen zu können, in dem sicheren Gefühl, daß das Wesentliche, als das Ganze und Unbedingte, leitend dahinter steht, das Wesentliche, dem wir uns bedingungslos anvertrauen und unterwerfen.

Es ist wieder Herbst geworden. Die Tage werden kürzer und kürzer. Ich gewahre, wie ihre Helle in den Fluß des Abends mündet, der alles, was er aufnimmt, dem Dunkel der Nacht zuträgt. Das Lautlose solchen Geschehens läßt mein Herz lauter schlagen. Wie doch die Tage absterben wie die Bäume, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan haben! Ein Mahnen ans Vergehen klopft an jedes Leben. Die Abendzeit des Jahres ist da.

Arbeitsmüde überlasse ich mich ihr, einsam zwischen Fels und falbendem Strauchwerk vom Tagwerk ausruhend. Wenn dieses Tagwerk, das zuletzt wohl noch das Lebenswerk ausmacht, wie die Tage die Lebenszeit ausmachen, nicht ganz mißraten ist, so habe ich es vor allem der Landschaft zu danken, von der ich gleichsam gespeist werde. Durch sie vermochte ich bis zu ihrem Schöpfer vorzudringen, der auch der meine ist und der mich Menschen so gemacht hat, daß ich mein Wesen, als meine Landschaft gleichsam, in die Lebenszeit als in den mir zugewiesenen Raum hineinbreite. So denke ich ihrer wie einer Gefährtin meiner Einsamkeit!

O, diese Einsamkeit! Ist sie nicht eigentlich die unweltlichste Geselligkeit des Menschen, die ihm jederzeit selbst zur überweltlichen Geselligkeit werden kann — zu einer Geselligkeit, die in ihm, Gott als dem Geist und Schöpfer gegenüber, unvergleichlich mehr Unterwürfigkeit aufkommen läßt als die Geselligkeit, der man sich heute preisgibt durch die Bekennerschaft zu einem Christentum, das in der Hut der Kirche ist!

Nago und Varena, Mai bis Oktober 1920.

V O R A N Z E I G E

Ende Mai erscheinen:

LAOTSE
DER ANSCHLUSS AN DAS GESETZ
ODER
DER GROSSE ANSCHLUSS

Versuch einer Wiedergabe des Taoteking von CARL DALLAGO

Die große religiöse Denkschrift der Chinesen in der vielbemerkten Nachgestaltung Carl Dallagos aus dem vergriffenen Brenner-Jahrbuch 1915 erscheint hier, vielfach verbessert und um eine Nachschrift zum Vorwort vermehrt, in neuer Auflage als selbständige Publikation.

CARL DALLAGO:
DER CHRIST KIERKEGAARDS

Diese Studie, geschrieben im Sommer 1914 und hier zum ersten Mal veröffentlicht, sucht auf Grund der beiden religiös bedeutungsvollsten Schriften Kierkegaards „Die Krankheit zum Tode" und „Der Augenblick" den Begriff des Christen im Sinne Kierkegaards unter besonderer Berücksichtigung des christlichen Sündenbegriffs zu erfassen und vom Standpunkt des von jeher Geistigen und Religiösen zu ihm Stellung zu nehmen.

ANTON SANTER: NACHRUF

Das Schicksal einer geistigen Wanderschaft, enthüllt im Nachruf auf einen Verschollenen. Augenweide der Sinne hebt sich aus Landschaft und Leidenschaft der Seele zu Augenblicken höchster Besinnung, die wie Gipfelpunkte alles Fraglichen in der Welt die Unergründlichkeit des Daseins tief auf sich beruhen lassen. „So saß ich König und Kind und spürte, wie ich erschuf, was ich Gebirge nenne."

Vorausbestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt an den
B R E N N E R - V E R L A G / I N N S B R U C K

V O R A N Z E I G E

Ende Mai erscheint:

FERDINAND EBNER

DAS WORT UND DIE GEISTIGEN REALITÄTEN

Pneumatologische Fragmente

INHALTSÜBERSICHT:

Vorwort.

1. Die geistigen Realitäten.

2. Wort und Persönlichkeit. Ursprung des Worts. Einsamkeit. Ich und Du.

3. Wort und Menschwerdung. Gottesbeweise. Atheismus. Wort und Selbstbewußtsein. Abhängigkeit des Ichs.

4. Ich denke und Es denkt. Kierkegaard. Das konkrete Ich. Wortwerdung des Denkens. Ideelles, konkretes, fiktives Du. Wort und Wahrheit.

5. Erkenntnis des geistigen Lebens. Die Philosophen und das Wort. Das Wort und das geistige Leben. Die Wissenschaft und das Wort. Pneumatologie.

6. Sinn und Sinne. Die niederen Sinne. Hören und Sehen. Schönheit. Die musikalische Intuition. Klang und Wort. Wort und Geistesbedürftigkeit.

7. Vernunft und Wort.

8. Das Urwort.

9. Bewußtsein und Bewußt-*Sein*. Pneuma und Psyche. Psychologie. Der Wahnsinn.

10. Die Existenz des Ichs. Idealismus. Das Wort und die Liebe.

11. Der oblique Kasus und die Bedeutung des *m*-Lautes.

12. Das mathematische Denken und das Ich. Harmonie. Descartes. Wort und mathematische Formel. Substanz und Ethos. Der Identitätssatz. Wirklichkeit.

13. Verbum und Satz. Die Bedeutung des *t*-Lautes.

14. Existentialaussage und Personalität. Werden und Sein der geistigen Realitäten. Die Liebe.

15. Das Menschliche und das Göttliche. Gott als Vorstellung und als Realität.

16. Otto Weininger. Geist und Sexualität. Die Juden. Christus.

17. Letzter Sinn des *cogito*. Selbsterkenntnis. Ethos und Gnade. Die Sünde und das Wort.

18. Natur und Geist, generelles Leben und individuelle Existenz. Kultur und Christentum. Schluß.

Vorausbestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt an den

B R E N N E R - V E R L A G / I N N S B R U C K

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Vom 1. Jänner 1921 an gelten folgende Preise:

CARL DALLAGO: PHILISTER. Essay. Preis geheftet K 12.50 (Mk. 2.50)

CARL DALLAGO: OTTO WEININGER UND SEIN WERK. Studie. Preis geh. K 17.50 (Mk. 3.50)

CARL DALLAGO: ÜBER EINE SCHRIFT „SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT". Preis geh. K 20.— (Mk. 4.—)

CARL DALLAGO: DIE BÖSE SIEBEN. Essays. (Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort)
Preis geh. K 47.50 (Mk. 9.50)

SÖREN KIERKEGAARD: DER PFAHL IM FLEISCH. Übersetzung und Vorwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 22.50 (Mk. 4.50)

SÖREN KIERKEGAARD: KRITIK DER GEGENWART. Übersetzung und Nachwort von *Theodor Haecker.*
Preis geh. K 27.50 (Mk 5.50)

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS. Mit Beiträgen von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, L. E. Tesar, Walter Otto, Karl Borr. Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, J. Lanz-Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Thaddäus Rittner, Alfred Mombert, Richard Schaukal, Marcel Ray, Willy Haas, Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und dem Herausgeber Ludwig Ficker.
Preis geh. K 12.50 (Mk. 2.50)

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS. *Carl Dallago:* Karl Kraus, der Mensch / *Ludwig Ficker:* Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / *Karl Borr. Heinrich:* Karl Kraus als Erzieher. Mit einer Zeichnung von *Max Esterle. (Vergriffen.)*

BRENNER-JAHRBUCH 1915. Als fünfter Jahrgang des „Brenner" herausgegeben von *Ludwig Ficker. (Vergriffen.)*

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44

KARL KRAUS
UND SEIN WERK

von

LEOPOLD LIEGLER

27 Bogen Großoktav auf holzfreiem Antiquedruckpapier mit 5 Bildbeilagen, einer faksimilierten Schriftprobe und etlichen Figuren im Text.

INHALT: Kapitel I. Die Voraussetzungen.
II. Die Persönlichkeit.
III. Das Werk.
IV. Die Sprache.
V. Die Wirkung.

Dieses Buch versucht die überragende Erscheinung des Menschen und Künstlers Karl Kraus in ihren Voraussetzungen und in ihrer Entwicklung darzustellen und den Punkt zu gewinnen, von dem aus sich die erfüllte Einheit von Persönlichkeit und Werk erschließt. Die natürliche Mitte haltend zwischen wissenschaftlicher Strenge und essayistischer Freizügigkeit, zeichnet der Autor Strich um Strich das Bildnis jenes unerbittlichen Belastungszeugen unserer Zeit, dessen Wirken aus ihrer Geistesgeschichte trotz aller Mißverständnisse und Gegnerschaften nicht mehr wegzudenken ist.

Preis M 40.— (K 72.—). In Pappband M 60.— (K 120.—).
In vornehmem Halblederband (Handeinband) M 100.— (K 200.—)

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom

VERLAG RICHARD LÁNYI
WIEN I., KÄRNTNERSTRASSE 44